

Volks-Cribüne.

Sozial-Politisches Wochenblatt.

Die „Berliner Volks-Cribüne“ erscheint jeden Sonnabend früh. Abonnementspreis für Berlin monatlich 50 Pf. pränumerando (frei in's Haus). Einzelne Nummer 15 Pf. Durch jede Post-Anstalt Deutschlands zu beziehen. (Preis viertelj. 1 M. 50 Pf.)

Redaktion und Expedition: 80. (26), Elisabeth-Ufer 55. Ausgabe für Expediteur: „Volksblatt“, Deuthstr. 3.

Inserate werden die 4spaltige Petitzeile oder deren Raum mit 20 Pf. berechnet Vereins-Anzeigen: 15 Pf. — Arbeitsmarkt: 10 Pf. Inseraten-Aufnahme in der Expedition: Elisabeth-Ufer 55. Die „Berl. Volks-Cribüne“ ist unter Nr. 898 der Zeitungs-Preisliste eingetragen.

Nr. 33.

Sonnabend, den 15. August 1891.

V. Jahrgang.

Internationaler Arbeiter-Kongress von 1891. — Politische Notizen. — Soziales aus Frankreich. — Der Programmwurf, die Unternehmerkartelle und die zunehmende Verengung des Marktes. — Verschiedenes. Gedicht. — Novelle. — Beiträge zur deutschen Kultur- und Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts. VII. — Die Intelligenz in der Sozialdemokratie. — Die österreichische Gewerbe-Inspektion. — Erklärung.

Internationaler Arbeiter-Kongress von 1891

(16. bis 23. August).

An die Arbeiter-Organisationen aller Länder!

Indem wir Ihnen das Mandat-Formular für Ihren oder Ihre Delegierten übermitteln, geben wir Ihnen gleichzeitig die letzten auf den Kongress bezüglichen Nachrichten und Informationen.

Innächst einige Worte über das Datum. Mehrere französische und englische Genossen haben uns geschrieben, daß sie infolge früherer Verpflichtungen oder anderer Abhaltungen wohl kaum schon am 16. August in Brüssel sein und also den ersten Verhandlungen des Kongresses schwerlich werden betwohnen können.

Da eine große Anzahl von Delegierten spätestens den 23. August wieder abreisen muß, so war es unsere Pflicht, dafür Sorge zu tragen, daß Jedem die Teilnahme an allen Debatten ermöglicht werde.

Wir haben einen Monat vor dem Kongress als Tag der Eröffnung den 16. August, den dritten Sonntag des Monats, festgesetzt. Dieser Tag war von Anfang an von verschiedenen Arbeiterorganisationen gefordert worden. Es war dies das sichere Mittel, Allen gerecht zu werden, und die Arbeiten des Kongresses binnen einer nicht allzulangen Zeit zum Abschluß zu bringen.

Der Empfang der Delegierten, die innere Organisation des Kongresses und die vorläufigen Arbeiten nehmen jedenfalls einige der ersten Versammlungen in Anspruch. Eine geraume Zeit ist erforderlich für die Gruppierung der Berichte der verschiedenen Nationalitäten, für die Zusammensetzung der Sektionen, für die Bildung der Bureaus u. s. w. Auf früheren Kongressen hatten diese notwendigen Arbeiten sogar zu viel Zeit in Anspruch genommen — ein Uebelstand, den wir diesmal mit Hilfe der Delegierten zu vermeiden hoffen.

Der Sonntag, während dessen die Delegierten zu verschiedenen Stunden eintreffen werden, wird dem Empfang der Delegierten in unserem Zentrallokal, der Maison du Peuple — dem Haus des Volks —, und der Prüfung der Mandate gewidmet sein.

Der Montag wird notwendiger Weise zum größten Teil den Präliminar-Arbeiten gewidmet sein, von denen wir sprachen. Und erst am Dienstag — 18. August — werden die Diskussionen und Abstimmungen beginnen. Um tabellarisch Kritik, Mißverständnissen und Beschwerden vorzubeugen, werden wir den Kongress bitten, vor Dienstag Mittag keine Abstimmung über irgend einen der auf der Tagesordnung stehenden Punkte stattfinden zu lassen.

Die Organisationen, welche an dem Kongress Theil nehmen, sind gebeten, uns so bald als möglich die diesem Zirkular beiliegende Mandatformel — mit Angabe der Zahl und des Namens ihres oder ihrer Delegierten zurückzusenden, damit die Prüfung der Mandate erleichtert wird und wir in Stand gesetzt werden, die Delegiertenkarten vorzubereiten.

Die Mitteilungen, betreffend die internationalen Konferenzen der Metallarbeiter, der Holzarbeiter und der Textilarbeiter sind, was die zwei ersten Arbeiterzweige betrifft, an die meisten interessierten Organisationen und Vereinigungen der verschiedenen Länder geschickt worden. Was die Konferenz der Textilarbeiter anbelangt, so wird sie von Schweizern, Deutschen und Belgiern verlangt, und hat zum Zweck die Anbahnung einer Verständigung zwischen Web- und Spinnarbeitern der verschiedenen Länder. Die Konferenz der Metall- und der Holzarbeiter haben zum Zweck, die verschiedenen Verbände in Verbindung mit einander zu bringen und eine internationale Verständigung zu erzielen.

Vom 16. August Vormittags wird das Organisationskomitee für die Kongressmitglieder eine Liste der Restaurationen bereit haben, in welchen man zu verschiedenen Preisen die Mahlzeiten einnehmen kann.

Diejenigen Delegierten, welche uns gebeten haben, ihnen für Wohnung zu sorgen, werden bei ihrer Ankunft in unserem Zentrallokal der Maison du Peuple, Place de Baviers, die gewünschte Auskunft erhalten.

Wir fügen, im Interesse der Delegierten, eine Liste der Hotels bei, an welche sie sich wenden können, — mit Angabe des Preises für Wohnung und Frühstück, und der Sprachen, welche dort gesprochen werden.

Mit brüderlichem Gruß an die Genossen für den Generalkongress der belgischen Arbeiterpartei, welcher mit der Organisation des Kongresses betraut ward:

Der Sekretär Jean Bolders.

Adressen und Preise der Hotels (Wohnung und Aufenthalt inbegriffen).

Zu 2 Franks.

Café Hubert, Rue des Eperonniers (französisch, englisch, deutsch).

Au Progrès, Rue de l'Amigo, Hotel-de-Bille (französisch, englisch, deutsch).

Hotel Dojeratt, Rue du Poignon, 9 (französisch, englisch, deutsch).

Von 2,25 bis 2,75 Franks.

Hotel des Acacias, Rue Fonsny, Gare du Midi (französisch, englisch, deutsch).

Hotel de la Porte Verte, Rue de la Violette, Grand Place (französisch).

Cour de Paris, Rue de la Montagne, 25 et 27 (französisch, englisch, deutsch).

Hotel du Duc de Savoie, Rue des Eperonniers (französisch).

A la Main Bleue, Vieille-Halle-aux-Biscuits (französisch, englisch, deutsch).

Von 3 bis 4,25 Franks.

Hotel de l'Espérance, Place de la Constitution, Gare du Midi (französisch).

Hotel de Bordeaux, Rue du Midi (französisch, englisch, deutsch).

Hotel du Grand Monarque, Rue des Fripiers (französisch, englisch, deutsch).

Hotel du Grand Vitroir, Rue de la Montagne (französisch, englisch, deutsch).

Hotel de Biemme, Rue de la Fourche (französisch, englisch, deutsch).

Central-Hotel, en face de la Bourse du Commerce, Place de la Bourse.

Von 8-9 Franks

für Wohnung, erstes Frühstück und Mittagessen. Grand Hotel, Boulevard-Anspach.

Hotel de la Poste, Rue Fosse-aux-Loups (englisch).

Hotel de l'Univers, Rue Neuve (französisch, englisch, deutsch).

Hotel de l'Empereur, Rue Neuve (französisch, englisch, deutsch).

Hotel Gullisford, Rue de Bodenbroed.

Die Deutscher sind gebeten, sich an Genossen Hund vom Wohnungsausschuß Rue Bons-Secours zu wenden.

Mandat-Formular:

Internationaler sozialdemokratischer Arbeiter-Kongress, Brüssel

(16. bis 23. August 1891).

Vertretungs-Ermächtigung.

Die () in () bevollmächtigt den Bürger () in () sie auf dem Internationalen sozialistischen Arbeiter-Kongress, welcher vom 16. bis 23. August 1891 in Brüssel abgehalten werden wird, zu vertreten.

Der Sekretär.

(*) Name des Vereins oder der Föderation.

(*) Stadt und Land.

Um anerkannt zu werden, müssen die Delegierten, den Beschlüssen des Pariser Kongresses von 1889 entsprechend, die Vertreter einer Gruppe sein, welche seit wenigstens sechs Monaten besteht.

Jede Nationalität äußert sich über die Delegation. Mittheilung davon empfängt der Kongress behufs Anerkennung.

Politische Notizen.

— Auf den Zusammenhang zwischen Getreidemangel und Kriegsgefahr ist in diesem Blatte schon öfters hingewiesen. Wie sich die Sozialdemokratie zum nächsten Krieg stellt, ist eine Frage, die nicht leicht zu beantworten ist. Wir sind natürlich prinzipielle Gegner des Krieges, in dem wir nicht nur ein überhaupt kulturfeindliches und fortschritthemmendes Moment sehen, sondern auch speziell ein Mittel, das Proletariat niederzuhalten. Allein in dem besonderen Fall des nächsten Krieges kommen doch noch andere Punkte dazu. Der Feind, welcher einer Entwicklung der Dinge in unserem Sinn am gefährlichsten wird, ist Rußland, und bevor Rußland nicht vernichtet ist, kann an einen Sieg unserer Ideen nicht gedacht werden. Deshalb halten wir es noch für die Aufgabe der jetzt herrschenden Gewalten, vorerst Rußland niederzuschlagen — ob das nun in einem „frivolten“ Angriffskrieg oder in einem „sittlichen“ Verteidigungskrieg geschieht, soll uns egal sein, wenn er nur ein erfolgreicher Krieg ist. Diese Aufgabe kann aber nicht erfüllt werden bei der sonderbaren Blindheit, welche zwar immer mehr Soldaten aufrücken läßt, aber nicht daran denkt, womit

denn im Kriegsfalle diese Soldaten eigentlich gefüttert werden sollen. Mit Leuten, die nichts im Magen haben, lassen sich keine Schlachten schlagen.

Diese Thatsache, daß wir unsere Soldaten im Falle eines Krieges nicht ernähren können, ist unseren Feinden nicht unbekannt. Die „Post“ berichtet über einen Artikel in einer russischen Monatschrift, welcher das Thema behandelt, folgendes:

„Der Verfasser macht darauf aufmerksam, daß die großen Millionenheere, welche der nächste Völkerkrieg aus der Erde stampfen wird, nicht bloß ganz außerordentliche Anforderungen an die Militärverwaltung für die Ernährung stellen werden, von denen man sich bisher noch keine Vorstellung machte, sondern auch durch die große Inanspruchnahme der tüchtigsten Arbeitskräfte einen Arbeitermangel für den Getreidebau hervorbringen müssen. Der Verfasser stellt ganz genaue Berechnungen an über die Stärke der Rußland entgegen tretenden deutschen Armee und deren Nahrungsbedürfnis. Die in den Nitrobringen aufgeschickten Nahrungsmittel würden nur ausreichen, das deutsche Heer für 25 Menschen- und 23 Pferde-tage zu ernähren.“

Der Verfasser erörtert auch die Verhältnisse Oesterreichs. Dieses besitze jedenfalls „einen Vorzug in der Beziehung, daß seine Ernte einen ansehnlichen Ueberschuß über den Eigenbedarf aufweist, während Deutschland trotz ungleich entwickelterer Verkehrs-Verhältnisse von fremden Märkten in seiner Brotverforgung abhängig ist. Die Zufuhren aus Rußland werden natürlich ausbleiben; die Veruche, durch Zwischenhändler noch vor Eröffnung der Feindseligkeiten größere Massen russischen Getreides in die deutschen Magazine zu schaffen, dürften sich leicht vereiteln lassen; auf Oesterreich ist gar nicht zu rechnen, da es den Brand in seinem eigenen Lande zu löschen haben wird; was die anderen europäischen Staaten an Hafer und Roggen an Deutschland zu liefern im Stande sind, ist im Vergleich zu den Ziffern des Bedarfs lächerlich gering; Amerika wird allerdings zur vorteilhaftesten Ausbeutung der Konjunkturen riesige Anstrengungen machen, aber darüber werden Wochen und Wochen hingehen, ganz abgesehen davon, daß es geradezu absurd ist, bei der Kriegsführung an der Weichsel und am Niemen die Nährquelle für Journee jenseits des Ozeans zu suchen. Wenn erst die neue Ernte unter Dach und Fach gebracht ist und die Getreidetransporte aus Amerika glatt herüberkommen, dann wird vielleicht auch die Verpflegungsfrage der Truppen sich einigermaßen zurechtfinden lassen, bis aber das Alles geschehen, werden Wochen hingehen, Wochen voll aufreibender Entbehrungen. Und noch abler werden die Heere daran sein, wenn sie erst auf russischen Boden übergetreten und weiter ins feindliche Land vorgerückt sind.“

Die Absicht des Verfassers ist, darzutun, daß die deutsche Intendantur nicht im Stande sein wird, die vorrückenden deutschen Truppen, auf dem sich allmählich erweiternden Kriegstheater in Rußland ausreichend zu verpflegen, wenigstens nicht vor Einbringung der neuen Ernte. Die auf dem russischen Kriegstheater vorhandenen Vorräte werde die russische Armee nach sich ziehen. „Die disponiblen Vorräte werden in kleinen Posten über einen Flächenraum von etwa 450 000 Quadratwerst vertheilt sein; die Wege sind schlecht und werden später geradezu ungangbar sein; das Getreide wird in Korn befahren, zu dessen Verarbeitung es an Mahlmählen fehlen wird; jeder Tschetwerth endlich wird gemaltfam der feindseligen Bevölkerung entziffen werden müssen. Rüge Deutschland nicht darauf rechnen, daß seine Requisitionen und Kaufangebote denselben Erfolg zwischen der Weichsel und dem Dnjepr haben werden, wie einst im Feldzuge gegen Frankreich!“

Der deutsche Generalstab werde versuchen, durch Schnelligkeit in der Bewegung Erfolge zu erzielen, dabei aber finden, daß die kriegerischen Aktionen auf russischem Gebiet unter den Rücksichten auf die Verpflegung der Truppen leiden würden. „Die verbündeten Heere werden in einem fürchtbaren, unablässigen Kampfe mit dem Hunger liegen, und die Ueberwältigung dieses schrecklichen Feindes wird nur bei Anspannung aller Kräfte, vielleicht gar unter Verzicht auf wesentliche militärische Zwecke erreicht werden können.“

Eine Kritik zu diesen Ausführungen ist für uns unnöthig. Wir haben schon früher genau dasselbe gesagt, und nach unserer Auffassung steht die Sache eher noch schlimmer, wie der Verfasser schildert.

Schuld daran, daß Deutschland nicht genug Getreide produziert, um eventuell seine Heere zu ernähren, ist die durch Schnaps- und Zudeerprämien genährte Profitwuth unserer patriotischen Junker, welche statt Roggen Kartoffel und Rüben bauen. Unterliegen wir im nächsten Krieg, so ist es die Schuld dieser Leute. Aber gemacht! Nur noch ein paar Jahre, und ein Sieg des Ruffenthums wird ihnen vielleicht ganz angenehm sein. Die russische Knute, geschwungen von der Hand des Russen, das er ja am besten versteht, wäre das beste Mittel, die „soziale Frage“ zu lösen.

— In Sachen des Zonentarifes ist eine Deputation des Vereins „Zonentarif“ bei dem neuen Eisenbahnminister gewesen. Unsere Stellung zu der Frage haben wir bereits präzisirt. Die hohen Personentarife unserer Eisenbahnen sind die beste „Unschädlichmachung“ der Freizügigkeit. „Das Recht habt ihr ja“, lachte der biedere Agrarier in sich hinein, „zu ziehen, wohin ihr wollt, aber daß ihr von dem Recht keinen Gebrauch machen könnt, dafür wollen wir schon sorgen, indem wir die Bahnfahrt so theuer machen, daß ihr armen Teufel von Arbeitern sie nicht erschwingen könnt und wohl oder übel bei uns bleiben müßt“. Die Freizügigkeit ist nothwendige Bedingung des Kapitalismus, der eine fluktuirende Proletariermasse übtig hat, welche je nach den gesellschaftlichen Konjunktoren, bald hier bald da beschäftigt werden kann. Sie ist auch Nothwendigkeit für die kapitalistisch betriebene Landwirtschaft, welche in der Campagne die Arbeiter anzieht und nachher wieder von sich abstößt. Sie ist aber den noch halb feudalen landwirtschaftlichen Betrieben im Osten natürlich verhaßt, da sie ihnen die billigen Arbeitskräfte entzieht. Bei uns wird sie deshalb verlangt, weil wir mit allen Forderungen gegen den Feudalismus mit dem Kapitalismus Hand in Hand gehen. Die letzten Reste der alten Wirtschaft müssen noch zerstört werden, damit der Kapitalismus mit seinen revolutionirenden Folgen sich ausbreiten kann. Was von der Freizügigkeit gilt, gilt eben so von den billigen Personentarifen aus den oben angeführten Gründen. Im Auge der Bourgeoisie erscheint die Sache natürlich wesentlich anders; da ist der billige Tarif ein Mittel, schlechter Arbeiter aus den Orten zu bekommen, um sie als Lohnbrüder verwenden zu können; und mit dem feinen Geruch für Arbeiterfeindlichkeit der Bourgeoisie, der sie auszeichnet, hat die „Kreuzzeitung“ dieses Motiv auch herausgeschmüßelt; und nur deshalb, natürlich nur deshalb, aus den arbeiterfreundlichen Motiven ist sie gegen den Zonentarif; nicht etwa, weil sie den Wegzug der östlichen Arbeiter oder die Nothwendigkeit von Lohnherhöhungen fürchtet.

Nun, der Eisenbahnminister hat der Deputation heimgeleuchtet, wie sich gebührt. Was ist das auch für eine Frechheit, so Etwas vom preussischen Staat zu verlangen, daß er seine Hand bieten soll zu Lohnreduktionen! Nein, Herr von Thielens ist ein ganz entschiedener Gegner des Zonentarifs: Noch nicht einmal den Versuch auf einer einzigen Strecke will er machen. Freilich hielt er es für möglich, daß dem Zonentarif die Zukunft gehört, aber daß muß man eben abwarten. Das glauben wir auch. Wenn er nicht wenigstens veruchsweise eingeführt wird, so kann man freilich nie wissen, ob ihre Zukunft nicht schon Gegenwart ist, und die Sache hat eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Problem, erst dann haben zu geben, wenn man schwimmen kann. Aber das macht nichts, auf solche Aehnlichkeiten muß man eben nichts geben, das ist bloß äußerlich. Dem Zonentarif gehört die Zukunft — es lebe die Zukunft!

— Daß der Werth der Jahresberichte der Gewerbe-räthe in erster Linie auf die Zuverlässigkeit der in ihnen gemachten Mittheilungen beruht, bedarf keines Nachweises. So wenig wir auch sonst von der Art entzückt sind, wie bei uns die Fabriksinspektion eingerichtet ist, so hat man doch in dieser einen Beziehung bis jetzt eigentlich noch nicht klagen können. Dieses Jahr aber sind eine ganze Reihe von Klagen vorhanden: ein Gewerbe-Inspektor hat über die Berliner Gutarbeiter-Genossenschaft derartige unrichtige Angaben gemacht, daß ihn die Genossenschaft verklagen will; dem Gewerberath von Oppeln sind kürzlich in einer Versammlung ober-schlesischer Kaufleute eine Reihe von Unrichtigkeiten nachgewiesen, namentlich die gewiß interessante Thatsache, daß der Herr Gewerberath in einem Bericht über 1890 Ausführungen aus der Zeitschrift des ober-schlesischen Berg- und Hüttenmännischen Vereins für 1885 (!) theilweise sogar wörtlich zu Grunde gelegt habe. Dem Gewerberath von Magdeburg wird von dem Hauptkassirer des Gewerbevereins der Porzellanarbeiter der Vorwurf gemacht, er habe den Verlauf einer Lohnstreitigkeit unrichtig dargestellt.

— Die Welfensfonds-skandale sind doch zu toll gewesen, und Schande halber muß da irgend etwas „geschehen“. Natürlich wäre es aber sehr unangenehm, diesen schönen Fonds so mir nichts dir nichts aus der Hand zu geben, mit dem man so gut operiren kann. Muß also irgend eine Mimik versucht werden, die Nothwendigkeit seiner weiteren Verwendung zu beweisen. Nun sind freilich die Welfen ziemlich harmlose Leute, die absolut ungefährlich sind. Es ist schwer, diese Don Quixotes zu so gefährlichen Leuten aufzublasen, daß die Millionen zu ihrer Bekämpfung auch weiterhin nöthig sind. Aber es geht doch. Man hält bei hervorragenden Welfen Haus-suchungen und verjagt die Bestätigung von Wahlen notorischer Welfen in Kommunalämtern. Die „unterrichtete“ „Börsenzeitung“ schreibt dazu: Die Regierung will „dem preussischen Landtage einmal ein klares Bild über die welfische Bewegung vorlegen und andererseits selbst eine genaue Uebersicht über die welfische Bewegung haben.“ Nun geben aber die „Unterrichteten“ selbst zu, daß man bisher noch keine „Zustände und Mächenschaften“ vorgefunden, welche Anlaß zu einem Streitverfahren geben könnten.“ Wir möchten ja wetten, bemerkt hierzu die „Frf. Ztg.“, daß man solche „Zustände und Mächenschaften“ auch im weiteren Verlauf der Dinge nicht entdecken wird. Die Situation könnte sich also, wenn die angegebenen Mittheilungen der national-liberalen Blätter begründet wären, im nächsten Landtage etwa so

gestalten, daß die Regierung erkläre: „N. S. Wir haben zwar bedenkliche „Zustände und Mächenschaften“ nicht entdeckt, wohl aber haben wir eine Reihe von Wahlen notorischer „Welfen“ in kommunale Ämter nicht bestätigt; Sie werden unter diesen Umständen der Regierung nicht zumuthen, in der gegenwärtigen unkontrollirbaren Verwaltung des beschlagnahmten Vermögens des ehemaligen Königs Georg von Hannover eine Aenderung eintreten zu lassen.“ — So sehr wir anerkennen, daß die „Frf. Ztg.“ die Logik, welche in derartigen Fällen benutzt wird — sie hat andere Regeln, wie die gewöhnliche — studirt haben mag, so können wir, die wir auf diesem Gebiet ja gleichfalls reiche Erfahrungen haben, doch noch eine andere Regierungsschlusfolgerung prophezeien: „Wir haben bei den Haus-suchungen freilich nichts gefunden. Aber gerade das beweist, wie gefährlich diese Reichsfeinde sind. Sie haben eben alles geheim geordnet, und da nichts von dieser Organisation herausgekommen ist, so muß sie offenbar sehr stark und weitreichend sein. Also, wir können den Welfensfonds noch nicht entbehren.“ Wie schließlich die Sache gedeutet wird, ist ja ganz egal, eins ist jedenfalls sicher: der Welfensfonds bleibt.

— Kleine Polizeischerze aus Magdeburg. Wie sehr der Herr Polizeipräsident von Magdeburg in den Spuren Nuttlamer's wandelt, haben wir schon kürzlich einmal berichtet. Jetzt finden wir im „Berl. Tagebl.“ wieder eine Notiz aus Magdeburg, die, so nebensächlich die Sache ist, doch zu bezeichnend für einen Staat ist, in den so Etwas vorkommen kann, daß wir die Notiz reproduziren:

Die dortige Polizei sucht, sobald von einem Vergnügen, das Sonnabends abgehalten werden soll, Anzeige gemacht wird, sich auf Umwegen einige Einlaßkarten zu verschaffen. Diese werden dann an Personen verschickt, die sich bereit erklären, das Vergnügen zu besuchen. Das nöthige Taschengeld wird ihnen obendrein verabfolgt und ihnen nebenher vom Polizeikommissar Schmidt Anweisung gegeben, ein wenig nach Verkäufern von rothen Karten zu spioniren. Werden nun diese von der Polizei mit Einlaßkarten ausgestatteten Personen unbeanstandet zu den Vergnügungen zugelassen, so ist damit nach Ansicht der Polizei bewiesen, daß das in Frage kommende Vergnügen kein Vereinsvergnügen, sondern ein öffentliches ist. Dem Schöffengericht lag kürzlich ein solcher Fall zur Aburtheilung vor.

— Die Durchschnittspreise der wichtigsten Lebensmittel betragen im Monat Juli d. J. im Vergleich zu den in Klammern beigefügten Preisen vom Juni: für tausend Kilogramm Weizen 232 (235) M., Roggen 212 (208) M., Gerste 170 (169) M., Hafer 173 (173) M., Kichererbsen 240 (240) M., Speisebohnen 293 (293) M., Linsen 417 (420) M., Kartoffeln 89,3 (85,6) M., Richtstroh 50,6 (51) M., Heu 53,8 (54) M.; für ein Kilogramm Rindfleisch 1,28 (1,28) M., Schweinefleisch 1,31 (1,29) M., Kalbfleisch 1,23 (1,23) M., Hammelfleisch 1,30 (1,26) M., geräucherter inländischer Speck 1,68 (1,71) M., Eibutter 2,17 (2,10) M., Weizenmehl Nr. 1 0,40 (0,40) M., Roggenmehl Nr. 1 0,35 (0,35) M.

— Zu der jetzt viel erörterten Frage, ob es möglich ist, die verschiedenen gewerkschaftlichen Berufsorganisationen der Arbeiter in den nächsten Jahren schon in einer sogenannten Union zu vereinigen, liegt jetzt folgender Meinungs-austausch zwischen den Vertretern zweier gut organisirter und geleiteter Gewerkschaften vor. Der in Altenburg stattgehabte dritte Verbandstag der Buchbinder hatte folgende beiden Resolutionen gefaßt:

I. In Erwägung, 1. daß an eine vollständige Durchführung unserer auf dem Verbandstag in Hannover aufgestellten Forderungen, oder aber auch der Forderungen anderer im graphischen Gewerbe bestehenden Branchen schlechterdings nicht gedacht werden kann, wenn die gegenseitige Unterstützung sämmtlicher im graphischen Gewerbe beschäftigter Arbeiter und Arbeiterinnen fehlt; 2. daß sich die Unternehmer ohne Unterschied der einzelnen Branchen zu großen, eine ganze Industrie umfassenden Verbänden vereinigen, und gerade dadurch den Arbeiterorganisationen mit Nachdruck entgegen treten können; 3. daß an eine Bewirklichung des leitenden Gedankens der Berliner Gewerkschaftskonferenz gedacht werden muß, beschließt der Verbandstag: „Der Vorsitzende des Unterstützungs-Verbandes der Vereine der in Buchbinderereien u. s. w. beschäftigten Arbeiter wird ermächtigt und beauftragt, die einleitenden Schritte zu thun, um eine Vereinigung sämmtlicher im graphischen Gewerbe beschäftigter Arbeiter und Arbeiterinnen herbeizuführen.“

II. Zu der in Aussicht stehenden Neunstundenbewegung der Buchdrucker bringt der heutige Verbandstag dem Unterstützungsverein deutscher Buchdrucker die vollste Sympathie entgegen; erachtet jedoch die Zeit noch nicht für geeignet, daß auch die Buchbinder mit in diese Bewegung eintreten. Sollte den Buchdruckern zur Durchführung ihrer Forderung ein ernstlicher Kampf entstehen, so wird die Organisation der Buchbinder u. in jeder Weise für kräftige Unterstützung besorgt sein und so ihre Sympathie moralisch wie materiell zum Ausdruck bringen. Der Vorsitzende des Verbandes wird beauftragt, den Vorsitzenden des Unterstützungsvereins deutscher Buchdrucker und Schriftsetzer hiervon in Kenntniß zu setzen.“

Die Antwort der Buchdrucker-Organisation, gegeben durch den Vorstand Döblin, lautete:

„Das ges. Schreiben des Vorstandes betreffs Schaffung einer Verbindung der im graphischen Gewerbe beschäftigten Arbeiter habe ich unserer jüngst stattgefundenen Generalversammlung vorgelegt. Die Behandlung dieses Gegenstandes ergab eine Uebereinstimmung dahin, daß ein Zusammenwirken und gegenseitiges Unterstützen der graphischen Arbeiter selbstverständlich sein müsse, jedoch glaube man auf eine Union nicht eingehen zu können, da sich einer derartigen Vereinigung große Schwierigkeiten entgegenstellen. Die Generalversammlung glaube das nöthige Verständniß für die Nothwendigkeit gegenseitiger Unterstützung der graphischen Arbeiter auch ohne formelle Verbindung auf beiden Seiten voraussetzen zu dürfen. Mitbestimmend für diese Stellungnahme waren auch die in dem werthen Schreiben des Vorstandes betonten Verhältnisse Ihres Gewerbes, daß die in den Buchbinderereien beschäftigten Arbeiter eine allgemeine Einführung der neunstündigen Arbeitszeit z. B. noch nicht in's Auge fassen können. Durch diese Verschiedenartigkeit der Verhältnisse würden dem er-

folgreichen Wirken einer Union ohne Zweifel große Hindernisse bereitet. Dem Verbandstage sprechen wir für die sympathische Stellung zu der geplanten Bewegung der Buchdrucker den besten Dank aus und geben uns der Hoffnung hin, daß das Solidaritätsgefühl der graphischen Arbeiter sich auch bei getrenntem Marschiren dokumentiren wird.“

— Die österreichische Regierung hat kürzlich zwei große Gelegenheitswerke eingebracht, welchen sie eine sehr hohe sozial-politische Bedeutung beimißt. Der eine Entwurf bringt ein „Gesetz, betreffend die Einführung von Einrichtungen zur Förderung des Einvernehmens zwischen den Gewerksunternehmern und ihren Arbeitern“. In allen fabrikmäßigen Betrieben sollen obligatorische Arbeiterausschüsse eingeführt werden. Weiter kann das Ministerium großindustrielle Zwangs-genossenschaften bilden, und zwar getrennt für Unternehmer und Arbeiter. Schließlich können sowohl aus den Kleingewerblichen, als aus den neuen Fabriks-genossenschaften heraus Einigungsämter gebildet werden. Bezeichnend für den „Geist“ des Gesetzes ist, daß wählbar für den Arbeiterausschuß nur solche Arbeiter sind, die „seit mindestens drei Jahren in dem betreffenden Unternehmen beschäftigt sind“. Diese verlässlichen und braven Arbeiterausschüsse „von Erfahrung und gewiegter Kenntniß“ werden gewiß brav und verlässlich bleiben, wollen sie nicht ihren Ehrenposten durch — Entlassung einbüßen. Dafür dürfen sie dann die „Delegirten“ für die Genossenschaftsversammlung wählen, deren Vorstand dann gewiß siebenmal gewählt ist. Der zweite Entwurf enthält ein „Gesetz, betreffend die Errichtung von Genossenschaften beim Bergbau“. Das sind Zwangs-genossenschaften, welche Arbeiter und Unternehmer in einer Genossenschaft umfassen. — Dieser Sozialreform läßt sich schon von vornherein so viel sagen: Die Arbeiter rufen nach Koalitionsrecht, und die Regierung bietet ihnen eine Zwangsanstalt, welche sie den Unternehmern mit gebundenen Händen ausliefert und außerdem der Gnade der Polizei preisgibt. Die Arbeiter wollen freie, gewerkschaftliche Organisation, die Regierung bietet ihnen das Prokrustesbett der Genossenschaft und stellt sie unter die direkte Vormundschaft der Unternehmer. Die Arbeiter wollen Brot, die Regierung bietet ihnen einen Stein. Dabei fehlt es natürlich auch nicht an den bekannten Phrasen vom „warmen patriotischen Sinn im Arbeiterstande“ und von den „Schreibern und Agitatoren“. Die Bergwerksbesitzer, welche die Kosten der Genossenschaft auf sich nehmen sollen, was sie natürlich nicht gern thun, werden damit getrostet, daß sie ja aus der Erreichung der durch die Genossenschaften angestrebten geordneten Verhältnisse zwischen Besitzern und Arbeitern den größten Gewinn ziehen“. Stimmt! Es geht doch nichts über eine Sozialreform, von der die Herren Besitzer den größten Gewinn ziehen!

— Daß Rußland ein Ausfuhrverbot auf Getreide beabsichtige, wurde vor wenigen Tagen an der Berliner Produktenbörse als sicher verbreitet. Die russische Regierung hat das Gerücht nun zwar dementirt, gesteht aber ein, daß eine Einschränkung des Exports nöthig sein werde. Wie man das Ding nennt, ist ja schließlich gleichgültig. Jedenfalls geht die Prophezeiung Meyers jetzt in Erfüllung.

Soziales aus Frankreich.

(Nach Zeitungsberichten.)

— Der „Grelot“, ein satyrisches Pariser Blatt, enthielt kürzlich eine geistreiche Karikatur: „Die Streikunternehmer“. Im Hintergrund erblickt ein auf seiner Lokomotive fahrender Zugführer der durch eine weibliche Figur repräsentirten Orleans-Bahn-Gesellschaft den Bruderfuß; vorn schreit der Abgeordnete Dreyfus mit erhobenen Armen: „Das ist ein Nichts, er will arbeiten!“

In der That, was that Herr Dreyfus in diesem Streik der Bahnangestellten? Er war der Hitzigste unter denen, welche zum Ausstand hielten; er wohnte den Versammlungen der Leute bei, ergriff das Wort und ging so scharf wie nur ein Sozialist gegen die Gesellschaften vor. „Tretet aus“, soll er gesagt haben, „feiert nur einen einzigen Tag und die Gesellschaften und die Regierung werden kapituliren. Die Aufhebung des Bahnverkehrs ist die unheimlichste Störung im sozialen Leben: Keine Reisenden mehr, die Waaren bleiben aus, die Lebensmittelzufuhr stockt, die Briefe bleiben aus... Nur keine Beforgniß; die Dinge werden hier nicht wie in Journees verlaufen, die Deputirten von Paris werden sich zwischen Euch und das Militär stellen!“ Eine Woche hindurch wirkten Herr Dreyfus und andere Bourgeois so eifrig für den Streik der Bahnangestellten, als wären sie die eifrigsten Verfechter des Sozialismus.

Aber Herr Dreyfus steht durchaus nicht auf diesem Hügel. Vor einer Reihe von Jahren war er noch einer jener armen-seligen Börsenmänner, die am Abend nicht wissen, ob sie am folgenden Morgen noch was zu heißen haben, als der illustre Herr Wilson, Präsident Greys Tochtermann, ihn entdeckte und zu seinem Sekretär machte.

Mit allen Wassern gewaschen, schwang sich Herr Dreyfus in kurzer Frist zur Reichtümer in den Finanzkassen auf. Und da eine politische Position auf diesem Felde den Erfolg verbürgt, ließ er sich unter die Republikaner anwerben und spielte den Radikalen. Er wurde Ministerrath, Abgeordneter von Paris, gründete ein politisches Blatt, „La Nation“, und das Glück war ihm gewogen. Er fährt als feiner Mann im Bois de Boulogne spazieren und hat sein Schäferlein im Trodnen. Er ist ein Typus, welcher indirt zu werden verdient, wenn man die politisch-finanzielle Pariserwelt kennen lernen will.

Der Streik der Omnibusfahrer hatte nicht allein die Eisenbahnangestellten ermuntert, den Moment zu benutzen, er brachte auch die Finanzkrise auf die Idee, den Streik als Mittel für ihre Börsenzwecke zu fruktifiziren. Die Aktien der am bestigsten angelegirten Paris-Orleans-Gesellschaft galten am 29. Mai nach dem Kurszettel 1250 Franks; sie fielen am 5. Juli auf 1508 Franks 75 Centimes; alle Aktien der anderen Gesellschaften, mit Ausnahme derjenigen des Südens, welche nicht in Mitleidenschaft gezogen war, sanken gleichfalls, inwiefern weniger beträchtlich. Eine andere Ursache als der ange-drohte Streik lag nicht vor: denn bevor dieser sich näherte, standen die Kurse sehr fest. Es war auch begreiflich: die wöchentlichen Bulletins konstatirten noch am 20. Mai eine Vermehrung der Betriebsüberschüsse im Vergleich zum Vorjahr.

Für die Orleanslinie betrug diese Vermehrung 1 466 985 Franken oder 1 Francs 85 Centimes per Kilometer.

Die anderen Linien publizierten analoge Ziffern: die Ostgesellschaft wies sogar ein Anwachsen auf 3 Francs 15 Centimes per Kilometer auf. Man fürchtete vielmehr eine neue Hausse der Aktien, bevor Klarheit über den Einfluß der Tarifreduktion herrsche, welche die Gesellschaften auf das Verlangen des Arbeitsministers für den Personen- und Gütertransport einzuführen beabsichtigt wurden. Sobald aber ein Arrangement zwischen den Bahnen und den Angestellten getroffen war, kehrten auch die Kurse auf ihr normales Niveau zurück. Binnen wenigen Wochen konnte demnach also die Pariser Börse zweimal den entscheidenden Einfluß beobachten, welchen der Streik auf den Kurs der Wertpapiere auszuüben vermag. Man wirft gewissen Finanzkreisen vor, daß sie sich des Ausstandes bedienen, wie sie schon Kriegsgerüchte, die Kunde von einer Niederlage, dazu verwendeten, um die Prozentige Rente herunterzudrücken, welche Finanzminister Rouvier eben im Begriff ist, über die normale Höhe hinaufzutreiben, indem er beträchtliche Rentenankäufe zu Gunsten der öffentlichen Kassen vornimmt. Im letzten April kaufte er für 46 121 270 Francs und im Monat Mai für 42 196 965 Francs. Es wird behauptet, er gehöre einem Syndikat von Bankiers an, das auf Hausse spekuliert. Das Eine steht fest, daß Herr Rouvier, 1880 noch ein armer Teufel, seitdem er Minister geworden, zu mehreren Millionen gekommen ist.

Du lieber Himmel, es geschieht nicht zum ersten Mal, daß Kapitalisten mit dem Streik ihre Mühlen treiben. Erst kürzlich waren Journalisten, welche nach dem allgemeinen Ausstand der belgischen Grubenarbeiter die Direktoren und Administratoren der verschiedenen Gesellschaften besuchten, nicht wenig erstaunt zu sehen, wie diese Herren ganz beruhigt, theilweise selbst vergrößert über den Gang der Geschäfte waren. Hätten sich diese Reporter über den Stand der Aktien jener Kompagnien informiert, sie würden sich über die Gelassenheit der Herren inmitten der allgemeinen Aufregung nicht lange gewundert haben. Statt zu fallen, gingen die lieben Papiere in die Höhe; die Kohlen wurden immer theurer, die Stocks gingen zu glänzenden Preisen ab und weil voraussichtlich der Streik auf die Dauer sich nicht zu halten vermochte, mehrten sich nur die Profite der Herren. Die Fabrikanten von Lancashire verstehen sich übrigens längst auf diese Praxis; sie provozirten Ausstände unter dem Personal der Baumwollfabriken, um eine starke Ueberproduktion zu verhindern, den Markt vor einer Ueberfüllung und sich selbst vor Schäden zu bewahren. Jetzt, da die Pflger des „Eistbaumes“ gelernt haben, mit Hilfe des Streikes die Kurse hinauf und hinunter zu treiben, wird dieser auch zum Werkzeug der Börsenspekulation.

Unterdessen hat der Streik dasselbe Ende gehabt, wie vor Monaten der Streik der schottischen Eisenbahnbediensteten. Nachdem seitens der Regierung den Arbeitern das wohlfeile Versprechen gegeben worden ist, daß sie ihre Forderungen prüfen und ihre Lage verbessern werde, haben die Ausständigen die Arbeit wieder aufgenommen. Sie zeigen dies in folgender Erklärung an:

Der Bauteamminister hat in dem uns von den Abgeordneten der Seine mitgetheilten Schreiben seine Bereitwilligkeit versichert, nach Wiederaufnahme der Arbeit seine Bemühungen zu erneuern, die Lage der Eisenbahnbeamten zu verbessern. Wir nehmen Akt von dieser Erklärung, durch welche die Regierung so bestimmt verspricht, nach Beendigung des Streiks unsere Forderungen bei den Gesellschaften zu vertreten. Dies veranlaßt uns, den Streik einzustellen. Im Vertrauen auf das Wort der Regierung begeben wir uns nach unseren Werkstätten, da wir überzeugt sind, daß die Bahngesellschaften unsere Forderungen, wenn sie ihnen vom Bauteamminister vorgelegt werden, als berechtigt anerkennen werden.

Unsere französischen Genossen scheinen sehr optimistisch gestimmt zu sein.

Eigentümliche Resultate hat die letzte französische Volkszählung ergeben.

Genaue Volkszählungen, wie sie heute in allen Kulturstaaten üblich sind, begannen in Frankreich mit dem Anfange dieses Jahrhunderts, und zwar fanden die beiden ersten in den Jahren 1801 und 1806 statt. Im Jahre 1801 zählte Frankreich 27 349 000 und im Jahre 1806 29 107 000 Einwohner, von da an aber ruhten die Volkszählungen bis zum Jahre 1821, in welchem eine Bevölkerung von rund 30 Millionen konstatirt wurde. Erst vom Jahre 1826 an begannen die regelmäßig alle fünf Jahre wiederholten Volkszählungen, deren erste das Resultat ergab, daß Frankreich damals 33 541 000 Einwohner hatte. Fünf Jahre später war die Einwohnerzahl um rund 700 000, in den nächsten Jahren um mehr als eine Million, in der folgenden Zahlperiode um 300 000 und in der weiteren um rund 400 000 gewachsen, so daß im Jahre 1856 die Einwohnerzahl mehr als 36 Millionen betrug. Die Erwerbung von Savoyen und der Grafschaft Nizza in den Jahren 1856 und 1861 wirkte mit einem U. Lage erheblich auf die Vermehrung der Bevölkerung Frankreichs ein, so daß dieselbe nach der Zählung des Jahres 1861 sich auf die Ziffer 37 386 000 belief. Im Jahre 1866 stieg diese Ziffer auf über 38 000 000, ging dann aber infolge des Krieges 1870-71 um etwa 2 Millionen zurück, so daß bei der nächsten Zählung im Jahre 1872 nur noch 36 Millionen Einwohner in Frankreich konstatirt wurden. Von da an bis zum Jahre 1886 nahm die Bevölkerung fortwährend zu: 36 906 000 Einwohner im Jahre 1876, 37 672 000 im Jahre 1881 und 38 219 000 im Jahre 1886.

Die diesjährige Zählung ergibt, daß die natürliche Mehrung der französischen Bevölkerung aufgehört hat. Von 1886 bis 1891 stieg die Bevölkerung um 208 584. Die Zahl der Ausländer in Frankreich ist von 1873 bis 1886 von 740 000 auf 1 128 000 gestiegen, oder um 30 000 Seelen jährlich, in den letzten fünf Jahren also wohl um 150-160 000, denn die inzwischen stattgehabte Weltausstellung ist der Mehrung der Ausländer sehr günstig gewesen. Die jetzige amtliche Zahl der Ausländer liegt noch nicht vor. Für die natürliche Mehrung der heimischen Bevölkerung bleibt in keinem Falle etwas, da ja die jährlichen 40-45 000 Geburten bei den Ausländern davon abzuziehen sind. Von 1872 bis 1876 hatte die Mehrung 802 867 betragen, ist seitdem mit jedem Jahr sinkt gefallen, während die Ausländer sich im selben Maßstabe gemehrt haben. Wenn sie im letzten Jahr fünf auch noch einige Zehntausende betragen haben sollte, so hört die natürliche Mehrung doch von jetzt ab auf, dürfte sich bei der nächsten Zählung, 1897, in eine Minderung verwandelt haben. In diesem Schwinden der natürlichen Mehrung ist bis jetzt niemals ein Stillstand eingetreten. Im Jahre 1876 wiesen nur 20 Departements eine Abnahme auf, 66 zeigten eine Mehrung; im letzten Jahr fünf haben nur noch 20 Departements eine Mehrung, 59 sind der Abnahme verfallen. Mehr als jemals zeigen die Ackerbau treibenden Departements eine Abnahme: Vos 15 999 (1876: 4892); Haute-Voivre 14 125; Aveyron 13 607; Tarn 13 592; Gers 13 342; Lot-et-Garonne 13 518; Dordogne 12 517; Orne 12 494 (1876: 5724); Aude 12 423; Cyprien 11 113; Yonne 10 539; Haute-Saone 10 282; Ariège 10 189 Seelen. Dagegen weisen die Departements mit großen Städten und diesem Gewerbesitz eine um so stärkere Mehrung: Seine (Paris) 249 363; Nord (Lille) 77 276; Seuilpen (Nizza) 43 627; Rhône-Rhône (Lyon) 30 072; Rhône (Lyon) 27 600; Hérault (Montpellier) 25 709; Bas-de-Calais 23 981 Seelen. Mit einigen wenigen Ausnahmen haben alle Städte zugenommen: Paris

167 000; Marseille 31 000; Lyon 29 000; Nizza 20 000; Reims 15 000; Saint-Etienne 15 000; Roubaix 14 000; Ville 12 000; Montpellier 12 000; Bordeaux 13 000; Grenoble 10 000; Toulon 8000. Das bloß aus Städten bestehende Seine-Departement hat allein 249 000 Seelen gewonnen, oder 41 000 mehr als ganz Frankreich. Im Ganzen hat die städtische Bevölkerung um 700 000 Seelen zugenommen, wovon also das flache Land 500 000 abgeben hat.

Auf die Ursachen dieser auffallenden Erscheinung haben wir schon oft hingewiesen: Die Zerplitterung des Bodens und das Erdbeben, welches jedes Kind zu gleichen Theilen erben läßt. Da können sich die Bauern nicht den Luxus leisten, mehr als zwei Kinder zu haben. So zeigt sich denn auch hier der kulturell-schädliche Einfluß des Privateigentums an den Produktionsmitteln.

Der Programmwurf, die Unternehmerkartelle und die zunehmende Verengung des Marktes.

Daß der Programmwurf gegenüber dem alten Programm einen bedeutenden Fortschritt bedeutet, ist wohl allgemein anerkannt, einen Fortschritt nicht nur, insofern er auf der Höhe der gegenwärtigen Wissenschaft steht, was man von dem alten Programm nicht sagen konnte, sondern auch, indem er bedeutend radikalere ist. Wir glauben deshalb, daß im Großen und Ganzen wenig wertvolle Änderungen an dem Entwurf vorgenommen werden können. Namentlich am ersten Theile ist wohl schwerlich viel zu kritisieren, mit Ausnahme eines einzigen Punktes, den wir gleich erörtern werden. In Betreff des zweiten Theiles kann man vielleicht in verschiedenen Punkten anderer Meinung sein, als der Entwurf. Allein hier liegt ja auch nicht das Hauptgewicht.

Einen Einwand, der uns und wohl verschiedenen Genossen mit uns wichtig schien, haben wir bereits in voriger Nummer gemacht: daß die Stellung zum Parlamentarismus nicht präzisirt ist. Wir werden in den nächsten Nummern noch einige andere Punkte aus dem zweiten Theil hervorheben, in denen wir anderer Ansicht sind, wie die Verfasser des Entwurfs; zunächst möchten wir uns aber gegen den einzigen Satz wenden, der im Haupttheil unsere Bedenken erregt hat.

Es heißt so:

Die im Wesen der kapitalistischen Produktion begründete Planlosigkeit erzeugt jene immer länger andauernden Krisen und Arbeitsstockungen, welche die Lage der Arbeiter noch verschlimmern, durch den Ruin der städtischen und ländlichen Mittelstände — der Kleinbürger und Kleinbauern — den Abgrund zwischen Besitzenden und Besitzlosen erweitern, die allgemeine Unsicherheit zum Normalzustand der Gesellschaft erheben und den Beweis liefern, daß die Klasse der Aneigner der gesellschaftlichen Arbeitsmittel den Beruf und die Fähigkeit zur wirtschaftlichen und politischen Führung verloren hat.

Dieser Satz hätte noch vor ungefähr zehn Jahren ganz unbeanstandet bleiben müssen. Damals zeigte offenbar die Krise den bevorstehenden Zusammenbruch der kapitalistischen Ordnung an, war es doch das Auftreten der ersten Krise überhaupt gewesen, welches das Vertrauen in ihre Ewigkeit zum ersten Mal erschüttert hat.

Die Ursache der Krisen war der Umstand, daß der Unternehmer den Markt für seine Waare nicht übersehen konnte. Er produzierte und gab die Waare an den Großhändler, dieser weiter an den Kleinhändler, und so fort. Nach einem gewissen Zeitraum, wenn das Produkt vom Kleinhändler in den Konsum übergegangen war, floß das Geld zurück: vom Kleinhändler zum Großhändler, und von dem zum Unternehmer.

Wenn seine Waare an den Großhändler abgeliefert ist, dann erscheint sie ihm konsumirt und er produziert weiter, um seine Abnehmer von Neuem zu versorgen, indem er das Geld für das eben Abgelieferte nach der bestimmten Frist zurückerwartet. Dasselbe Verhältnis ist zwischen dem Großhändler zu den verschiedenen Zwischenhändlern bis hindurch zum Detaillisten. Ist nun dem wirklichen Konsum genügt, hat das Publikum dem Detaillisten so viel von seiner Waare abgekauft, als es braucht, so merkt das der Unternehmer noch nicht. Er produziert ruhig weiter und die Waare geht ihren Gang durch alle Hände hindurch bis zum Detaillisten. Alle Speicher füllen sich an, auf jeder Zwischenstation, und sie können nicht geleert werden, weil kein wirklicher Konsum vorhanden ist, weil das Publikum dem Detaillisten nichts abkauft. Erscheint jetzt der Zahlungstermin, so kann Niemand aus der Kette seine Verpflichtung erfüllen; Jeder weist achselzuckend auf die unverkauften Ballen, und man sieht ein, daß überproduziert ist. Eine Menge Unternehmungen und Geschäfte brechen zusammen, die nicht kräftig genug sind, um den Verlust auszuhalten, daß sie für unverkaufte und unverkäufliche Waare Geld bezahlen mußten; die übermäßige Menge von Waaren wird auf verschiedenen Weisen aus der Welt geschafft: sie verdirbt, wird vernichtet, verschleudert. Die Produktion wird eingeschränkt. Die Folge ist, daß ein großer Theil der beschäftigten Arbeiter brotlos werden, und die Löhne, welche vorher gestiegen waren, wieder fallen.

In der That zeigt sich hier, daß die Bourgeoisie unfähig ist, die sozialen Gewalten zu beherrschen; die Kräfte walten ohne Aufsicht und Plan, blindlings, wie die Natur, und nicht vernünftig, wie der Mensch. Die Folgen dieser Anarchie sind die geschilderten: die Arbeitsstockungen mit der Noth und dem Elend, das mit ihnen verbunden ist, der Ruin der kleineren Besitzenden, die eben den Stolz nicht haben anshalten können, und damit eine immer schärfere Scheidung in zwei Klassen: die Elenden, die immer elender werden und deren Zahl immer wächst, und die Reichen, die immer reicher werden, und deren Zahl sich immer vermindert.

Offenbar kann das aber nur bis zu einem gewissen Punkt so fort gehen.

Die Ueberproduktion entstand dadurch, daß der Unternehmer nicht wußte, wieviel konsumirt ist, und deshalb so lange produzierte, bis er durch die vollendete Thatsache der Ueberproduktion darüber klar wurde, daß die Ueberproduktion bereits längst vorhanden war.

Es muß sich nun statistisch feststellen lassen, wieviel von einer Waare in einer bestimmten Zeit gebraucht wird. Wenn auch eine solche Uebersicht für den gesamten Weltmarkt mit Schwierigkeiten verbunden ist, so muß sie sich doch leicht geben lassen für den nationalen Markt.

Die bisherige Entwicklung hat aber immer mehr dahin geführt, daß der Markt der Produkte sich verringert. Alle Welt hat sich in die kapitalistische Produktionsweise gestürzt; Jeder will verkaufen; und die nächste Folge ist gewesen, daß die Unternehmer in jedem einzelnen Staat verlangen, daß durch Schutzzölle ihnen der nationale Markt garantiert werde; den haben sie nun einmal sicher; außerdem denken sie natürlich auch auf dem Weltmarkt Geschäfte zu machen. Da aber die übrigen Staaten allmählich auf die Sprünge kommen und gleichfalls eine Schutzzollmauer um sich herum aufzuführen, so ist das Resultat, daß die Unternehmer jetzt auf ihre nationalen Märkte beschränkt sind.

Wir stehen mitten in diesem Prozeß. Und da die Entwicklung mit Riesenschritten geht, so wird er voraussichtlich bald beendigt sein.

Mit anderen Worten: die Bourgeoisie legt selbst Hemmschuhe an ihren Wagen. Die Entwicklung darf sich nicht ausentwickeln, sie wird gehemmt; die Planlosigkeit und Anarchie darf nicht zu ihrer natürlichen Konsequenz führen; es wird Plan in die Sache gebracht — freilich Plan im Interesse der Bourgeoisie.

Gleichzeitig kommt von einer anderen Seite Plan hinein. Wie es hier der Umstand war, daß alle Länder Industrieländer geworden sind, der äußerste Triumph des Systems, so ist es in diesem Falle der Umstand, daß durch die Entwicklung das Kapital immer mehr konzentriert ist, und daß die wenigen Leute, die es inne haben, unter einen Hut kommen können. Dort regeln die großen Schutzzollsysteme, hier die Kartelle.

Die Ueberproduktion entstand dadurch, daß der Unternehmer nicht wußte, wie viel konsumirt ist. Das wußte er nicht nur deshalb nicht, weil er den Konsum überhaupt nicht kannte, sondern auch deshalb nicht, weil er die Produktion seiner Mitproduzenten nicht berechnen konnte. Von diesen vielen Tausenden schaffte ein jeder für sich, so viel er konnte, und keiner wußte, wie sich eigentlich die Gesamtsumme der Produktion zur Gesamtsumme der möglichen Konsumtion verhielt.

Das wird jetzt anders. Aus den Tausenden sind ein paar Leute geworden; die können zusammentreten und sich verständigen: wozu wollen wir uns ruiniren? Berathen wir uns, nehmen wir die Statistik des Konsums auf und theilen wir uns verhältnismäßig in ihn. Es wird abgemacht, daß ein Jeder seine bestimmte Quantität produziert, dann hat er ein sicheres und solides Geschäft ohne jedes Risiko.

Also auch von dieser Seite her verschwindet die Planlosigkeit von der Bildfläche, die Produktion wird geordnet und geleitet, und die Sache geht ganz gut.

Das, was wir Krisen nennen, wird bald zu den gewesenen Dingen gehören, wenn diese beiden Entwicklungen, die parallel neben einander hergehen, erst zu Ende sind.

Und hier liegt der günstige Augenblick, den das Proletariat ergreifen muß. Kann es sich hier nicht die politische Macht erringen und damit die Möglichkeit, die kapitalistische Herrschaft in die sozialistische umzuwandeln, so ist alle Kulturarbeit, die bisher geleistet ist, verloren, und die Menschheit kehrt wieder zur Barbarei zurück.

Denn nun, geregelt und geordnet, wird sich erst die Produktion ganz in ihrer Großartigkeit entfalten. Jetzt wird nicht ein Härtchen mehr unnütz produziert werden, die ganze Kraft wird sich lediglich auf das Nothwendige beschränken. Alle technischen Errungenschaften, die bei der immer noch herrschenden Zerplitterung des Kapitals gar nicht ausgenutzt werden können, werden ganz andere Erfolge aufweisen. In den Zwischenstationen namentlich zwischen Produktion und Konsumtion, wo jetzt so viel Kraft unnütz vergeudet wird, wird eine wunderbare Oekonomie Platz greifen.

Aber — dazu braucht es viel weniger Arbeiter, wie jetzt. Um sich ein Bild davon zu machen, denke man nur an die Organisation der Standard Oil Company. Die Hälfte, ein Drittel der Arbeiter wird vielleicht nöthig sein.

Hier hat man es nun in der Hand, das Proletariat zum Kuli herabzudrücken. Daß das möglich ist, so sonderbar es auch aussieht, ist gänzlich fraglos. Wenn die paar Monopolisten die politische Gewalt in Händen haben und etwaiges Widerstreben und Revoltiren des Volkes verhindern können, eventuell mit russischer Hilfe, so gelingt es ihnen. Sie werden das Proletariat auf das Niveau herabdrücken, auf dem sich jetzt etwa die Weberbevölkerung befindet. Die überzählige Armee der Arbeiter findet ihr Ende in den Unruhen oder verhungert allmählich, und so „kürt“ die Bourgeoisie das Land vom Volk, wie es in früheren Jahrhunderten die Aristokratie gethan hat. Die Kapitalkonzentration, so erwünscht sie uns ist, weil sie die ökonomischen Vorbedingungen für die sozialistische Produktionsweise liefert, ist sehr

bedenklich dadurch, daß sie die politische Macht unserer Gegner stärkt.

Bei so niedriger Lebensstellung des größten Theiles der Bevölkerung muß aber die Produktion immer weiter eingeschränkt werden. Bessere Organisation, vervollkommnete Technik macht dann wieder Arbeiter überflüssig und bewirkt wieder einen Rückgang der jährlichen Produktmenge, und so weiter. Hand in Hand mit dem Elend der Volksmasse geht die sittliche und geistige Verrohung und körperliche Entartung. Dem können sich auch die Monopolisten nicht entziehen. Und so würde der Schluß der modernen Kultur derselbe Schluß sein, den bis jetzt jede Kultur auf der Erde gehabt hat: der Rückfall in die Barbarei.

Indessen, kommen wir wieder auf den Programm-entwurf.

Jedenfalls ist klar, daß die Ausführungen des zitierten Abjages den gegenwärtigen Verhältnissen kaum noch, den Verhältnissen in wenigen Jahren, weniger als ein Jahrzehnt, gar nicht mehr entsprechen.

Nun weiß freilich Niemand, ob es so lange zu halten braucht, ob wir nicht in dieser Zeit schon handeln können, statt bloß zu reden. Immerhin aber müßten nach unserer Meinung die veränderten Verhältnisse doch in dem Programm einen Ausdruck genießen.

Verschiedenes.

Ueber Durchschnittslöhne der Mülkergesellen finden wir im „Fachsblatt der Mühlenarbeiter“ folgende Angaben: In der am 8. Mai 1881 stattgefundenen Sektionsversammlung der Sektion 7 der Mülerei-Berufsgenossenschaft stellte Herr E. Heude den Antrag, die ganze Berufsgenossenschaft, welche jetzt aus 17 Sektionen unter einheitlicher Verwaltung besteht, in 5 oder 8 Genossenschaften unter Aufhebung der Sektionen zu theilen. Begründet wurde der Antrag mit Rücksicht eines Theils auf die hohen Verwaltungskosten der jetzigen Verwaltung und andererseits weist Herr Heude nach, daß diejenigen Sektionen, welche höhere Löhne zahlen, auch am meisten zu den Genossenschaftskosten beizutragen haben.

Nun variierten im Jahre 1890 die Durchschnittslöhne in den einzelnen Sektionen zwischen 361—784 Mk.!!! pro versicherte Person, es zahlten 9 Sektionen der Berufsgenossenschaft unter 600 Mark und nur 8 Sektionen zahlten über 600 Mark Lohn pro Person.

Ferner stellt Herr Heude fest, daß die Sektionen, welche die geringsten Löhne zahlen und bei denen infolgedessen auch die Rentenansprüche äußerst gering sind, im Jahre 1890 trotz alledem 22 800 Mk. mehr gebraucht haben, als ihnen eigentlich zukam, und daß also die bessere Löhne zahlenden Sektionen diesen Ausfall mit decken mußten. Es ist dies ein eklatanter Beweis dafür, daß in den Sektionen, welche geringe Löhne bei langer Arbeitszeit aufweisen, die Zahl der Unglücksfälle eine erheblich höhere ist.

Die Durchschnittslöhne zählt die beifolgende Tabelle auf, aus der außerdem auch noch hervorgeht, daß trotz der allgemeinen Preissteigerung aller Lebensmittel die Löhne in 1890 gegen das Vorjahr gefallen sind — eine Illustration zu der höhnischen Behauptung der „Leipz. Zig.“, daß doch nach dem ehernen Lohngezet die Löhne bei theueren Lebensmitteln steigen müßten, sobald die Kornzölle auf jeden Fall von den Arbeitern abgewälzt werden!

Sektion	1889		1890	
	Mk.	Mk.	Mk.	Mk.
1	455	439	—	6
2	577	579	2	—
3	397	361	—	36
4	611	584	—	27
5	525	539	14	—
6	499	489	—	10
7	754	784	30	—
8	624	640	16	—
9	655	678	23	—
10	684	684	—	20
11	587	550	—	37
12	695	666	—	29
13	738	690	—	48
14	660	647	—	13
15	548	533	—	15
16	643	594	—	49
17	687	682	—	5

Die Löhne verstehen sich für eine 18stündige Arbeitszeit und 24stündige Sonntagsarbeit. Naturalbezüge sind eingerechnet.

Zur Frage der Hausindustrie schreibt das „Bogsländische Volksblatt“ in Plauen: „Zu der theuren Zeit passen vortrefflich die Hungerlöhne, die vielfach gerade in Anbetracht des jetzt großen Angebots von „Händen“ gezahlt werden. Haben unsere Frauen bisher schon wenig verdienen können bei der Fädelerei, Steppererei, Spachtelerei und Näherei, so ist es jetzt sogar ganz aus damit. Für Streifen, die zu jäheln früher 3 Pf. kosteten, giebt man seit langem nur noch 1 Pf. Die Stepperinnen müssen mit eigener Maschine und eigenem Spinn von früh bis Abends arbeiten, um 60 Pf. bis 1 Mk. zu verdienen. Jetzt giebt eine hiesige Firma — Runge — Decken zum Spachteln aus, mit denen geübte Arbeiterinnen 3 Pf. in der Stunde herauszuschlagen. Eine andere Firma, W. u. S., giebt Kongressdecken zu nähen aus, das Stück für 60 Pf., Arbeitszeit an einer solchen 4—8 Tage, und es giebt Frauen, die solche Arbeit machen müssen, weil sie die paar Pfennige zu nöthig brauchen, ja sie müssen sich, wenn sie wegen schlechter Bezahlung „aufmucken“, sagen lassen, „wenn Sie's nicht machen, machen's andere“. Wir glauben, daß wir noch eine Anzahl ähnlicher Fälle veröffentlichen könnten, denn das angeführte ist auch anderswo Brauch. So verdienen die Ausbesserinnen, wenn es „flukt“, bis 35 Pf. pro Tag und „noch mehr“, ja es dürfte diese oder jene es auf 50 Pf. bringen.“

Zur Frage der Expropriation der landwirtschaftlichen Grundstücke macht die schlesische „Volkswocht“ beachtenswerthe Mittheilungen aus dem dieser Tage erschienenen „Schlesischen Güter-Adressbuch“. Danach vermehrten sich die Latifundien der Herren Rittergutsbesitzer im Regierungsbezirk Breslau von 1870—91 um 6 pCt., im Regierungsbezirk Posen um 15 pCt. und im Regierungsbezirk Oprelun um 9 pCt. Mit anderen Worten: Die Zahl der Rittergüter ist in diesen drei Regierungsbezirken im Jahre 1891 eine um 357 größere geworden, als sie im Jahre 1870 gewesen. Wieviel selbstständige Bauern dadurch zu Proletariern wurden, sagt das Buch leider nicht. Dafür werden es die nächsten Reichstagswahlen hoffentlich um so deutlicher sagen.

Seligensünder Leser. Bis heute konnten wir Ihrer Bitte nicht gerecht werden, hoffen aber in nächster Nummer Ihnen den betreffenden Verlag angeben zu können.

Verlag des Volksboten, Zeit. Verlag der Arbeiterzeitung, Düsseldorf. V. Kiebig, Hagen. J. Bralok, München. Bunke, Peilsh. Hertog, Neustadt.

Warum auf unser Schreiben keine Antwort? Wir bitten, die Sache nun baldigst zu regeln. Die Expedition.

Ruf!
Am Freitag, den 7. August, verstarb plötzlich unser Genosse, der Tapezierer **Wilhelm Hamann**.
In ihm verlor die Partei einen der treuesten, aufopferungsfähigsten Kämpfer, wir einen ehrlichen Freund und Genossen. Er war ein stiller, aber energischer Charakter und unter dem Sozialistengesetz stets in den vordersten Reihen, wenn es galt für unsere Sache einzutreten. Wir und mit uns Alle, die ihn kannten, werden ihm stets ein ehrendes Andenken bewahren.
Die Beerdigungskommission, Redaktion und Expedition der „Berliner Volks-Tribüne“.

Volks-Tribüne. Alles Erschienene kauft und bittet um Angebot **Mayer & Müller, Berlin, Marktgrabenstr. 51.**

Die Kolportage-Buchhandlung von **H. Winner, Iserlohn, Ohl 19**, liefert auf Verlangen alle literarischen Werke, welche von Max Schippel-Berlin (Berliner Arbeiter-Bibliothek), J. D. W. Diez-Stuttgart und vom Verlag des „Vorwärts“ herausgegeben werden. — Empfehle den Genossen gleichzeitig die Bilder: „Triumph der Arbeit“ und „Karl Marx“, sowie in kleinerem Format: Ferd. Lassalle, Geib, Bracke, Krüder, Reinders, Kaiser, Hafencleber u. A.

Bringe meinen Freunden u. Genossen meine **Bind- u. Schweineschlächtere** in freundliche Erinnerung.
Zentr.-Markthall, Stand 148.
Carl Aurin.

Hut-Fabrik
Blücherstraße 11, vis-à-vis der Kreuz-Strasse.
Wilhelm Böhm.
Sämmtliche Hüte mit Kontrollmarken. Gr. Lager in **Regenschirmen.**
Reelle Bedienung.

Empfehle Freunden und Genossen mein reichhaltiges Lager von **Cigarren u. Tabake.**
Dahelbst Zahlstelle des Metallarbeiter-Vereins und der Gürtler-Hilfskasse. Haupt-Agentur der Berliner Feuer-Versicherung.
Otto Klein
Kottbuser Damm 14, früher Ritterstr. 15.

Wer Geld sparen will, lasse sich Proben kommen aus dem **Euchrest-Lager**, in nur seinen Sachen von **S. Hanauer, Euskirchen** bei Aachen.

Sozialdemokratischer Wahlverein für den vierten Berliner Reichstags-Wahlkreis.
Große Versammlung
am Dienstag, den 18. August 1891, Abends 8 Uhr, im Lokale „Königsbank“, Gr. Frankfurterstraße 117.
Tages-Ordnung: 1. Spezial-Diskussion über den Programm-Entwurf event. Abstimmung über die eingelaufenen Anträge. 2. Vereins-Angelegenheiten. 3. Verschiedenes und Fragelasten.
Neue Mitglieder werden aufgenommen.
Der Vorstand.

Sozialdemokratischer Wahlverein für den sechsten Berliner Reichstags-Wahlkreis.
Große Versammlung
am Dienstag, den 18. August 1891, Abends 8 Uhr, im Lokale des Herrn **Knebel, Badstraße 58.**
Tages-Ordnung: 1. Vortrag des Cand. phil. Carl Hoffmann über: „Theorie und Praxis“ oder „Prinzip und Taktik.“ 2. Diskussion. 3. Verschiedenes und Fragelasten.
Gäste haben Zutritt.
Der Vorstand.

Große öffentliche Versammlung für Männer und Frauen
am Sonntag, den 16. August 1891, Abends 7 Uhr, im Lokale des Herrn **Feuerstein (oberer Saal), Alte Jakobstraße 75.**
Tages-Ordnung: 1. Vortrag des Genossen Rohrlach über: „Die Prostitution und die anarchistische Produktionsweise.“ 2. Diskussion. 3. Verschiedenes.
Nachher: **Gemüthliches Beisammensein und Tanz.**
Zur Deckung der Unkosten findet Teller-Sammlung statt.
Der Einbrucher. Otto Goldberg, Ackerstr. 145.

Zur Lassalle-Feier
empfehlen den Genossen, Korporationen und Vereinen: **Saal-Decorations, Colossal-Büsten Lassalle's** (63 cm) 8 Mark. Bilder zu Verloofungen, Stodlaternen mit dem Bildnisse Lassalle's etc.
Lager von Bildnissen hervorragender Parteigenossen, sowie allen Bildern sozialdemokratischen Genres.
Spezialität: **Sozialdemokratische Sinsprüche** in sauberster Ausführung (eigenes Fabrikat).
Fröhlich & Richter, Grüner Weg 65.

Genossen empfehle mein Gutgeschäit. **Arbeite nur mit Fabrikanten**, welche sich der **Kontrollmarken deutscher Hutmacher** angenommen haben. Bitte zu beachten: Köpenickerstraße 126, nahe der Kdalb-Strasse.

Adolph Kehr.
Allen Freunden und Bekannten zeige ich hierdurch an, daß ich am **Sonnabend, den 15. August**, in der **Neuen Schönhauser-Strasse 18**, nahe der Münzstraße, ein **Cigarren- und Tabak-Geschäft** übernehme. — Es wird stets mein Bestreben sein, nur gute und reelle Waare zu fahren und bitte ich um geneigten Zuspruch.
Fritz Berndt, Neue Schönhauserstr. 18.

Franz Müller (Advocat), Elsfasserstraße 96 (am Rosenthaler Thor), empfiehlt allen Freunden der „Roten Erde“ seine **Gastwirthschaft**. Der vorzüglichen Lage wegen, eignet sich mein Lokal zu **Zahlstellen** etc. Juristische Auskunft etc. gebe gerne gratis. — Oesterreichische und deutsche Arbeiterorgane liegen aus.
Zahlstelle des Unterstützungsbundes der Hausdiener etc.

Fachverein der Tapezierer. Große Versammlung
am Montag, den 17. Aug., Abds. 8 1/2 Uhr, bei **Feuerstein, Alte Jakobstraße 75.**
Tages-Ordnung:
1. Vortrag.
2. Diskussion.
3. Aufnahme neuer Mitglieder.
4. Verschiedenes und Fragelasten.
J. A. Der Vorstand.

Der Arbeits-Nachweis
des **Fachvereins der Musik-Instrumenten-Arbeiter**
befindet sich **Raunynstraße 78** im Restaurant **Rohr**. Die Adressen-Ausgabe findet jeden Abend von 8—9 1/2 Uhr und Sonntags Vormittags von 10—11 1/2 Uhr, sowohl an Mitglieder, wie auch an Nichtmitglieder unentgeltlich statt. — Die Bibliothek ist geöffnet jeden Mittwoch Abend von 8—9 1/2 Uhr und Sonntags Vormittags von 9—11 1/2 Uhr.

Franzbinderei u. Blumenhandlg.
von **J. Meyer**
Berlin SO., Wienerstraße 1,
(in der Ecke bei der Rantenschiffstraße).
Bekannte Preise. Auch Versandt.
Pünktlich und gut.
Fernsprecher, Amt IX, 9482.

Empfehle den Parteigenossen meine **Cigarren eigener Fabrik** aus rein amerik. Tabak, 25 Cigar. 1 Mk.
Tabak und Cigaretten.
Julius Ulbrich,
Schalitzerstraße 41, nahe Kanjigerpl.

Sobden erschienen:
Lieder
für das **arbeitende Volk.**
Verzeichniß bitte zu verlangen.
J. Günther's Verlag
Dresden, Fingelstraße Nr. 24.

Allen Parteigenossen empfehle mein neu eingerichtetes **Weiß- u. Bairischbier-Lokal.**
Ferdinand Hoffmann,
Waldemarstr. 61.
früher Pfister-Carl.

Bleistifte.
Genossen! Kauft nur die Bleistifte „**Solidarität**“ oder „**Acht-Stunden-Arbeit**“ von **Jean Blos**, Stein bei Nürnberg. Diese franko auch keine Bestellungen. Bei Abnahme von 10 Mark Werth Prozente.
Besonders die Vereins- und Gewerkschafts-Vorstände werden hierauf aufmerksam gemacht.

Die Klagen der Armen.

Von Rob. Southey.

„Und warum klagt das arme Volk?
Frug mich der reiche Mann.
„Komm,“ sprach ich, „geh hinaus mit mir,
Daß ich's dir sagen kann!“

Es war Abend, und im Schneetuch lag
Der Straßen od' Revier;
Wir hatten Rock und Mantel an,
Und dennoch froren wir.

Ein alter Mann trat auf uns zu;
Sein Haar war dünn und weiß.
Warum er jetzt nur draußen sei,
Frug ich denselben Kreis.

Er sprach: es wäre freilich kalt,
Doch Feuer hatt' er nicht;
So hat' er denn um Gaben noch
Bei Frost und Sternenlicht.

Wir sah'n ein jung barfüßig Kind
In schlechter, dürft'ger Tracht;
Ich frug, warum es draußen sei
In solcher Winternacht.

Es sprach: „Mein Vater ist zu Haus;
Krank liegt er auf den Tod;
Drum hat man mich hinausgeschickt,
Zu betteln noch um Brot.“

Auf einer Frauen bleich Gesicht
Hiel der Laterne Schein;
Ein Kind im Arm, eins an der Brust —
So sah sie auf dem Stein.

Ich frug, was sie verzöge nur
Im eif'gen Abendwind;
Umsehend hieß sie stille sein
Im Tragetorb das Kind.

Danach: „Mein Mann ist ein Soldat,
Schlägt für den König sich;
Nach meinem fernem Kirchspiel drum
Heimbetteln muß ich mich.“

Gesunkenes Auges, leicht gekürzt,
Sah'n wir ein Mädchen dann;
Mit dem frechen Blick der Puhlerin
Trat sie die Wandrer an.

Ich frug: „Was Süßes hat die Schuld,
Das dich zu spätem Garm,
Das dich zu Schmach und Siechthum lockt?“ —
Sie sagte: „ich bin arm.“

Drauf zu dem Reichen wandt' ich mich;
Da stand er sprachlos schier.
„Du frugst: Was klagt das arme Volk?
Und diese sagten's dir!“

Was sollen wir also thun!

Von Graf Leo Tolstoi. Deutsch von August Scholz.

V.

Am ersten festgesetzten Zähltag stellten sich die Studenten, welche das Zählgeschäft besorgen sollten, bereits früh am Morgen am bestimmten Orte ein, während ich, der Wohlthäter, mich erst gegen 12 Uhr Mittags bei ihnen einfand. Ich konnte nicht eher kommen, weil ich erst um 10 Uhr aufgestanden war, dann meinen Kaffee und mein Frühstück eingenommen und zur Vorbereitung eine Zigarre geraucht hatte.

Punkt 12 Uhr stand ich vor dem Thore des Nchanowschen Hauses. Ein Polizist zeigte mir ein Wirthshaus neben der Durchfahrt zum Ufer, in welches die Volkszähler alle diejenigen hinstellen hatten, die nach ihnen fragen würden. Ich trat in das Wirthshaus ein. Es war ein sehr dunkler, übelriechender, schmutziger Raum. Dem Eingang gegenüber befand sich das Buffet, links ein kleineres Zimmer mit Tischen, die mit schmutzigen Servietten bedeckt waren, rechts ein großes Zimmer mit ebensolchen Tischen vor den Fenstern und an den Wänden. Hier und da saßen an den Tischen beim Thee Männer in theils abgerissener, theils anständiger Kleidung, Arbeiter und kleine Geschäftsleute, sowie einige Frauen.

Das Wirthshaus machte einen höchst unsauberen Eindruck, doch sah man zugleich, daß das Geschäft nicht schlecht ging. Der zuverlässigste Gesichtsausdruck des Verkäufers hinter dem Buffet und der geschäftige Eifer der Kellner bewiesen es deutlich. Kaum war ich eingetreten, als auch schon einer der letzteren sich anschickte, mir den Paletot abzunehmen und nach meinen Wünschen fragte. Offenbar wurde hier auf eine schnelle und pünktliche Bedienung gehalten.

Ich fragte nach den Volkszählern.
„Wanja!“ rief ein kleiner, nach deutscher Art gekleideter Mann, der in dem Flaschenschrank hinter dem Buffet irgend welche Gegenstände zurechtstellte. Es war der Schankwirth selbst, von Geburt ein Bauer aus der Gegend von Kaluga, Namens Iwan Fedorowitsch, der die Hälfte der Wohnungen in den Siminschen Häusern von den Besitzern gemiethet hatte und an kleine Leute weiter vermietete.

Auf den Ruf des Schankwirthes kam einer der Kellner, ein magerer, etwa achtzehnjähriger Bursche mit einer Habichtsnase und gelber Gesichtsfarbe, herbeigeeilt.
„Führe doch den Herrn zu den Volkszählern“, sagte der Wirth; „sie sind in das große Gebäude über dem Brunnen gegangen.“

Der junge Bursche warf die Serviette hin, zog einen Paletot über das weiße Hemd und die weißen Weinkleider, setzte eine Mütze mit großem Schirm auf und führte mich mit raschen Schritten durch die Hintertür hinaus.

In der schmutzigen, von brenzligen Dämpfen angefüllten Küche, in welche der hintere Theil des Hausflurs umgewandelt war, trafen wir ein altes Mütterchen, welches ein bereits stark duftendes, in einen Lappen gewickeltes Getröde behutsam vor sich hertrug.

Aus dem Hausflur gelangten wir in einen abschüssigen Hofraum, welcher ganz mit hölzernen, nur in der unteren Etage massiven Gebäuden verbaut war. Ein widerwärtiger Geruch erfüllte den ganzen Hof. Den Ausgangspunkt dieses Geruches bildete ein Abort, in dessen Nähe sich jedesmal, so oft ich vorüberging, eine Anzahl von Menschen drängte. Der Abort selbst wurde nicht benutzt, man zog es vor, seine Nothdurft neben demselben zu verrichten. Dieser abscheuliche Ort mußte jedem, der über den Hof schritt, sogleich ins Auge fallen. Es wurde mir jedesmal übel, wenn ich in die ägende, durchdringende Atmosphäre desselben gerieth.

Vorsichtig suchte mein Führer mit seinen weißen Schuhen an den gefrorenen und nichtgefrorenen Unrathhaufen vorüberzukommen und schlug den Weg nach einem der hölzernen Hofgebäude ein. Alle, die über den Hof schritten oder sich auf den Galerien der Hofgebäude befanden, hielten es für nothwendig, stehen zu bleiben und mich zu betrachten. Offenbar wurde ein sauber gekleideter Mensch an diesem Orte als ein Wunderthier angesehen.

Der Kellner wandte sich an eine Frau mit der Frage, ob sie nicht irgendwo die Volkszähler gesehen hätte, und sogleich beeilten sich drei Menschen auf einmal, seine Frage zu beantworten. Die einen sagten, sie wären „über dem Brunnen“, während die anderen meinten, sie wären wohl dagewesen, jedoch bereits fortgegangen, und sie würden wohl jetzt bei Nikita Iwanowitsch sein. Ein alter Mann im bloßen Hemde, der sich in der Nähe des Aborts zu schaffen machte, sagte, sie wären in Nummer 30. Mein Führer entschied, daß diese Mittheilung die meiste Wahrscheinlichkeit für sich hätte, und führte mich nach Nummer 30, eine Art Schuppen, der nach Art eines Kellers halb in den Erdboden eingelassen war. Wir kamen in einen finsternen Raum, welcher von einem stickigen Geruch erfüllt war — der sich indessen von demjenigen des Hofes deutlich unterschied.

Nachdem wir einige Stufen hinabgestiegen waren, gelangten wir in einen dunklen, ungepflasterten Korridor. Während wir diesen durchschritten, wurde eine Thür hastig aufgerissen und ein betrunkenener alter Mann im bloßen Hemde, augenscheinlich nicht dem Bauernstande angehörig, stürzte aus derselben hervor. Eine Wäscherin mit hoch aufgestreiften Ärmeln und schaumbedeckten Armen folgte mit gellendem Geschrei dem Alten und stieß ihn heftig vor sich her. Wanja, der Kellner, nahm den Alten auf die Seite und sprach zu ihm im Tone des Vorwurfs:

„Schämen Sie sich doch, solchen Spektakel zu machen — noch dazu ein Offizier!“

Wir gelangten an die feuchte, klebrige Thür von Nummer 30. Wanja zog dieselbe an, und sie öffnete sich mit einem schmatzenden, leisen Geräusch. Eine Wolke von dichten, feisigen Dämpfen schlug uns entgegen, deren talgiger Geruch sich mit dem Dufte schlechter Nahrung und noch schlechteren Tabaks mischte. Es war eine vollkommene Finsterniß, in die wir eintraten. Die Fenster lagen auf der entgegengesetzten Seite, zur Rechten und zur Linken zogen sich hölzerne Bretterwände hin, in denen sich kleine, zu verschiedenen mehr oder weniger schiefen Kammern führende Thüren befanden. In den Kammern selbst waren wiederum allerhand Verschlüsse aus rohen, weißgestrichenen Brettern angebracht.

In einem dunklen Zimmer zur Linken ward eine Frau vor einem Waschtisch sichtbar, die mit allem Eifer ein Wäschestück zwischen ihren Händen rieb. Aus einer Thür zur Rechten blickte ein altes Weib neugierig hervor. Durch eine andere, offenstehende Thür sah man einen Mann mit dichtem, langem Barte und rothem Gesichte, der auf einer Schlafpritsche saß, seine Arme auf die Kniee stützte und mit düstrem Ausdruck auf die schmutzigen Bastische an seinen hin und her schlendernden Füßen niederstarrte.

Am Ende des Korridors befand sich eine kleine Thür, welche in jenes Zimmer führte, in dem sich die Zähler befanden. Es war das Zimmer der Vermietherin, welche die ganze Nummer 30 von Iwan Fedorowitsch übernommen hatte und sie ihrerseits an Aftermiether und „Schlafburschen“ vermietete.

In diesem winzig kleinen Zimmerchen saß unter einem eingerahmten Folio-Holzschnitt einer der Studenten, die das Zählgeschäft übernommen hatten, und fragte mit der Miene eines Untersuchungsrichters einen mit Hemd und Weste bekleideten Mann aus, indem er die Angaben desselben in die Zählkarten eintrug. Dieser Mann war ein Freund der Vermietherin, an deren Stelle er die nothwendigen Auskünfte ertheilte. Auch die Wirthin selbst, eine alte Frau, sowie zwei neugierige Miether

waren anwesend. Als ich eintrat, war das Zimmer so voll, daß ich nur mit Mühe an den Tisch gelangen konnte und jedenfalls keine weitere Person Platz gefunden hätte. Ich begrüßte den Studenten, und er fuhr in seinen Fragen fort. Ich aber begann Umschau zu halten und die Bewohner dieses Quartiers im Sinne meiner besonderen Pläne und Absichten auszuforschen.

Es stellte sich heraus, daß in diesem ersten Quartiere nicht ein einziger Mensch vorhanden war, über den ich den Segen meiner Wohlthätigkeit hätte ausgießen können. Trotz der Kermlichkeit, der Enge und des Schmutzes, welche ich im Vergleich zu der prächtigen Wohnung, die ich selbst inne hatte, in diesem Quartiere vorfand, lebte die Vermietherin selbst ganz behaglich, wenn ich das Leben der eigentlichen städtischen Armen daneben hielt, ja sie lebte sogar üppig im Vergleich mit den armen Leuten auf dem Dorfe, deren Lage ich recht genau kannte. Sie hatte ein Federbett, eine gestickte Bettdecke, einen Samowar, einen Pelz, einen mit Porzellan gefüllten Glaschrank. Denselben Eindruck behaglichen Lebens machte auch der Freund der Vermietherin; er besaß, wie ich sah, eine Taschenuhr mit Kette. Die Miether machten einen ärmlischeren Eindruck, doch gab es nicht einen einzigen unter ihnen, der sofortige Hilfe nöthig gehabt hätte. Weder die Frau vor dem Waschtrog, die sammt ihren Kindern von ihrem Manne verlassen worden war, noch die alte Wittwe, die aus der Thür ihres Kämmerchens hervorgelugt hatte, und die, wie sie selbst sagte, durchaus keine Einnahmequelle besaß, noch endlich der Bauer in den Bastische, der, wie er gestand, an diesem Tage noch nichts gegessen hatte — keines von ihnen befand sich, wie sich bei meinen Nachforschungen herausstellte, in einer so elenden Lage, daß es augenblicklich einer rettenden Hand bedürft hätte, und ich sah ein, daß, wenn ihnen geholfen werden sollte, dies jedenfalls auf andere Weise und erst nach genauer Befanntschaft mit ihnen geschehen mußte.

Als ich der eheverlassenen Frau den Vorschlag machte, ihre Kinder in einer Kinderbewahranstalt unterzubringen, ward sie verlegen und nachdenklich; sie zeigte sich zwar sehr dankbar für meine Theilnahme, doch schien ihr offenbar mein Vorschlag nicht zu gefallen. Eine Geldunterstützung wäre ihr jedenfalls lieber gewesen. Das ältere Mädchen ist ihr beim Waschen behülflich, und das jüngere wartet den kleinen Knaben.

Die alte Frau zeigte sich zwar bereit, sich in einem Spital aufnehmen zu lassen, als ich jedoch ihren Winkel besichtigte, fand ich, daß sie durchaus nicht so elend lebte. Sie besaß einen wohlgefüllten Koffer, eine hübsche Theekanne, zwei Tassen und zwei Büchsen für Thee und Zucker. Sie strickte Strümpfe und Handschuhe und erhielt von einer Wohlthäterin monatliche Unterstützungen.

Der Mann in den Bastische litt augenscheinlich weniger Mangel an Speisen und Getränken, und jede Kopeke, die man ihm gegeben hätte, wäre ohne Zweifel in die Schenke gewandert. Es gab, mit einem Wort, in diesem Quartier keinen einzigen Menschen, den ich durch eine Geldunterstützung aus einem Unglücklichen in einen Glücklichen hätte verwandeln können.

Jedenfalls gab es hier arme Leute, das stand für mich fest. Ich notirte mir die alte Wittwe, die Frau mit den Kindern und den Mann mit den Bastische und entschied, daß für sie unbedingt etwas würde geschehen müssen, jedoch erst dann, wenn für jene ganz besonders Unglücklichen, die ich in diesem Hause noch zu finden hoffte, gesorgt sein würde.

Ich entschied, daß in den Wohlthaten, welche wir ausüben würden, eine bestimmte Reihenfolge eingehalten werden müsse: zuerst die ganz Unglücklichen und dann die anderen, die weniger Unglücklichen. Aber in jedem einzelnen der weiteren Quartiere zeigte sich die gleiche Erscheinung: lauter Leute, deren Lage erst genauer untersucht werden mußte, damit die rechte Art, sie zu unterstützen, erkannt würde. Solche Unglücklichen, die durch ein Geldgeschenk sich sogleich in Glückliche verwandelt hätten, waren durchaus nicht zu finden. So peinlich mir auch das Geständniß wird, so muß ich doch bekennen, daß ich eine gewisse Enttäuschung empfand, als ich in diesen Häusern nichts von dem entdeckte, was ich erwartet hatte. Ich hatte hier eine ganz besondere Sorte Menschen zu finden gehofft, nachdem ich jedoch alle Quartiere abgesehen hatte, kam ich zu der Ueberzeugung, daß die Menschen, die in diesen Häusern wohnen, durchaus nichts Besonderes an sich haben, sondern Zug um Zug denjenigen gleichen, unter denen ich zu leben gewohnt war. Ganz genau so, wie unter uns Vornehmen und Gebildeten, gab es auch hier mehr oder weniger gute und mehr oder weniger schlechte Menschen, gab es hier Glückliche und Unglückliche. Und die Unglücklichen waren ganz in derselben Art unglücklich, wie die Unglücklichen in unseren Kreisen, d. h. ihr Unglück war nicht in ihren äußeren Lebensbedingungen, sondern in ihnen selbst, ihrem Innern begründet; es war mit einem Wort ein Unglück, das durch keine noch so werthvolle Banknote zu beseitigen war.

Beiträge zur deutschen Kultur- u. Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts.

Von H. W.

VII.

Freigelassen und mit der Aussicht wieder im Staatsdienst angestellt zu werden, schleuderte Held Pamphlete gegen Napoleon und schrieb den „Patriotenpiegel für die Deutschen“ 1804, mußte sich deswegen nach der Eroberung Berlins durch die Franzosen nach Neuhoppin flüchten, wo er drei Jahre unter vielfachen Entbehrungen lebte. Mit dem bereits zitierten v. Cölln, der in seinen „Vertrauten Briefen“ und „Feuerbränden“ ebenfalls ein gut Theil der Korruption in Preußen ans Tageslicht gezogen hat, gerieth Held, trotzdem er zur Mitarbeiterschaft eingeladen war, in Streit, da sich ersterer anscheinend nicht ehrlich gegen ihn benommen hat. Er schrieb: „Ueber und für die Vertrauten Briefe und Feuerbrände des Kriegsraths v. Cölln“, ferner „Blicke hinter Vorhänge“, sowie noch eine andere ungedruckt gebliebene Schrift. Diese enthalten seine Urtheile über Zeitgenossen und die damalige Politik.

Später erhielt Held eine Anstellung als Salzfactor in Berlin, wodurch allerdings seine wirtschaftliche Lage gebessert, aber auch seine politische Laufbahn abgeschlossen war. Seine Erfahrungen hatten ihn verbittert, er war der Kämpfe, aus denen er nichts gerettet hatte, müde, und widmete sich für den Rest seines Lebens lediglich seinen Geschäften. Als 78-jähriger Greis aber sah er sich auf's Neue vom Unglück verfolgt, man machte ihn für ein Manco seiner Klasse persönlich haftbar, gebrochen er sich am 30. Mai 1842 gegenüber dem Invalidenhanse zu Berlin.

Das Wirkungsfeld Held's liegt nicht so sehr auf allgemein freiheitlichem Gebiet, als auf dem der Kritik staatlicher Einrichtungen und persönlicher Regierungshandlungen. Auf seine Zeitgenossen muß er einen nicht geringen Einfluß ausgeübt haben, der uns durch die Rücksichtslosigkeit und Schärfe seiner Kritik begreiflich wird. Jedenfalls muß uns seine Persönlichkeit und sein Charakter Achtung abnötigen. In einer Zeit, in der „alles um ihn her offen stahl“, an einen Platz gestellt, der ihm eine glänzende Laufbahn eröffnet hätte, verschmähte er die günstige Gelegenheit, griff die Korruption, die an der Herrschaft war, offen an und ließ sich auch dadurch, daß die Regierung seine Enthüllungen nicht hören wollte, ihn wegen derselben bestrafte, nicht abschrecken.

„Die Sache, schreibt er, liegt mir am Herzen und gilt mir alles, mein eigenes Selbst ist mir minder werth. Für die Sache habe ich diesen heißen Kampf unternommen, nicht für mich, ihr wollt ich getreu und mir selbst konsequent bleiben, es entsteht auch daraus, was da wolle! Tugend ist ihr eigener Lohn, wie ihr eigenes Gesetz. Der Tugendhafte berechnet seine Existenz astronomisch, der Schuft nach den vier Species.“

In einem auf Egoismus und Selbstsucht basirenden Staatswesen ist allerdings diese letztere Rechnungsweise die allgemeine und auch sichere, Held's Lebensschicksale haben das ebenfalls bewiesen. Kein Wunder, daß er schließlich verbitterte und in die für die damalige preussische Justiz nicht eben schmeichelhaften Worte ausbricht:

„In mir ist bis auf die letzte Spur jede Achtung vor aller Justiz verschwunden und ich betrachte sie bloß als ein kindliches Treiben.“

In einer unbedeutenden Untersuchungssache hatte man ihm ungehöriger Weise eine Kostenrechnung von 50 Thalern auferlegt. Die Beschwerde, die er daraufhin an den Minister schrieb, zeigt seine eigenthümliche, rauhe und ungeschminkte Ausdrucksweise:

„Daß ich in der Nothard'schen Sache freigesprochen worden bin, das konnte nicht anders sein, insofern noch einigermaßen Funken von gesunder Vernunft nicht ganz verloschen sind. Bin ich aber freigesprochen, was will die Justiz von mir? Kann sie mir nicht Ruhe gönnen, da grenzenloser Abscheu mich auf den ganzen Rest meines Lebens von ihr zurückstößt, und ich ihre Hilfe nie wieder in Requisition setzen werde? Was sind das für Kosten, die ich zahlen soll und aus welchen Gründen? — Ich erkläre also hiermit, daß ich keine fünfzig Thaler sieben Groschen bezahlen kann und will. Die Exekution mag morgen oder in vierzehn Tagen bei mir eintreffen, das ist mir ganz gleichgültig.“

„Ist es nicht wahre Grausamkeit und elende Procherei, mich, der ich wegen Entfernung von dem Ausgang des Nothard'schen Prozesses nicht unterrichtet werden konnte, sogleich als ich kaum hier wieder warm geworden bin und einige Thaler Wartegeldes empfangen, mit einer solchen Rechnung zu quälen, deren Unbezahlbarkeit jedem mir halb vernünftigen Dezenten einleuchtend muß? Ist eine in dem Verhältnis zu dem Objekt so ungeheure und unverschämte Kostenforderung nicht ein eben so strenger als kläglicher Beweis, daß ein Land, worin die Justiz so verwaltert wird, seine Revolution noch nicht überstanden hat und der ferneren Korrektionspeitsche des Schicksals bedarf!“

Nur ein unbegreiflich trotziges, katonisches Gemüth kann in einer Beschwerde an einen Minister in einen so anklagenden Ton verfallen. Bei einer anderen Gelegenheit noch kam diese Seite seines Charakters prägnant zum Ausdruck.

Bei einem Gastmahl des Oberpräsidenten von Heubred hatte ihn dieser absichtlich zum nächsten Nachbar gewählt, um ihn von schroffen Ausbrüchen zurückhalten zu können, was ihn um so nöthiger schien, als die Gegenwart einiger Minister und hoher Hofbeamten selbst einige Scheu gebot. Als jedoch die Gesundheit des Königs ausgebracht wurde und alle sich erhoben, blieb allein Held ruhig sitzen und rührte sein Glas nicht an. Heubred flüsterete ihm zu: „So stehen Sie doch auf, lieber Held.“ Dieser aber antwortete fest: „Nein, ich trinke nicht mit. Der Mann hat mich zu tief gekränkt.“ Wenn man auch die Segnungen der Majestätsbeleidigungs-

prozesse damals noch nicht in dem Maße kannte wie heute, so braucht wohl nicht erst versichert zu werden, daß es für einen königlichen Beamten auch zu jener Zeit ein bedenkliches Unternehmen war, bei einem Toast auf den König in Gegenwart seiner Vorgesetzten sitzen zu bleiben. Aber neben seinem unerschütterlichen Rechtsgelühl hatten persönliche Rücksichten keinen Raum in ihm. Er konnte nach dem Falle Preußens mit Recht von sich schreiben:

„Ich redete von diesen Gefallenen, da noch alle Macht und alles Ansehen an ihnen hafteten, eben also, als wenn ich heute rede, ich rüh einzelnen Personen, die im vollen Glanz ihrer Gewalt an der Spitze des Staates standen, vor das Tribunal der öffentlichen Meinung, bewies sonnenklar ihre Untauglichkeit, Trägheit, Schlechtigkeit, ihren bösen deuchlerischen Willen und daß aus solchen Ursachen solche Wirkungen, wie wir erlebten, hervorgehen müßten und würden.“

Held's Stellung in, seine Bedeutung für seine Zeit gehen klar aus folgenden Worten hervor:

„Alle Bewegungen der europäischen Menschengesellschaft um uns haben keinen anderen Zweck, als Vernichtung der Feudalität, Plazirung der Virtuosität an die Stelle der Anmaßung und Einheit Deutschlands.“

Das ist genau das Programm der liberalen Bourgeoisie, das dem adeligen Beamten hier als das Ziel der gesellschaftlichen Entwicklung seiner Zeit erschien: Vernichtung der Feudalität, sowohl in der Produktionsweise wie auch im politischen und gesellschaftlichen Leben ist das eigenste Ziel, die geschichtliche Aufgabe der Bourgeoisie, Plazirung der Virtuosität an die Stelle der Anmaßung, das heißt Erhebung der Rechte der Geburt und des Standes durch diejenigen des Könnens und Wissens ist das Mittel ihrer gesellschaftlichen Entwicklung, dessen politische Anerkennung auch ihren Sieg bedeutet, die Einheit Deutschlands war endlich die notwendige Vorbedingung ihrer staatlichen und wirtschaftlichen Herrschaft.

Indem Held den Feudaladel mit seinen Rechten und seiner Anmaßung bekämpfte, half er den alten preussischen Staat stürzen und die Umwandlung im bürgerlichen (für jene Zeit freiheitlichen) Sinne mitvollziehen. Seinen Haß gegen die Klasse, der er selbst angehört, zeigt folgende Stelle eines Briefes, den er von Neu-Ruppin aus schrieb:

„Ach, lieber Maydoff, was ist das hier und gewiß überall für eine elende Zeit. Mir fängt es an, an allem zu fehlen. Von Holz ist bei mir schon lange nicht mehr die Rede. Nicht habe ich auch nicht, und darum gehe ich alle Tage schon um 8 zu Bett und stehe bald nach 4 wieder auf, welches im Grunde recht gut und ist. Mein Schlafrock zerfällt in Fetzen. Seit ich mich mit allen meinen hiesigen erzdummen adeligen Verwandten wegen Buchholzens Buch „Ueber den Erbadel“ unverschämlich entzweit habe, ernähre ich mich, das heißt seit zwei Monaten, bloß von Brot, Bier und Milch und dabei verdirbt mir der Magen und ich werde ganz schwach und elend. Aber eher will ich freipiren, ehe ich wieder einen Bissen bei den insamen Aristokraten esse, zumal sie jetzt so laut jubeln, daß Napoleon den Erbadel wieder retabillirt hat. — Mein Projekt ist immer gewesen, wenn es soweit mit mir käme, irgend einen bedeutenden Unheilstifter mit hinunter zu nehmen in den Abgrund der Todesmacht. Aber jetzt weiß ich — Gott strafe mich — nicht won? Es ist keiner in der Nähe, zum Reiten habe ich kein Geld und die kleinen Köter sind der Nähe und des Varmens nicht werth. Letzteres würde auch gar keinen Nutzen haben und doch wäre die Hauptsache durch eine solche That einen realen Nutzen zu stiften.“

Ueber die adeligen Dummköpfe, die den Karren Preußens in den Dreck von Jena und Auerstädt geschoben haben, schrieb Held:

„Was umgiebt mich dann? Wo sind um mich her Menschen? achbar und wichtig genug für mich, um mich zu bewegen, eine sanfte Sprache ihnen gegenüber zu führen? Reint ihr, diejenigen, die jetzt noch das Fragment des preussischen Staats taliter qualiter regieren? Fast alle, die ich jetzt im preussischen Staat regieren sehe, kommen mir vor wie die gierigen Plünderer eines gecheiterten Schiffswracks, an dem sie das Strandrecht ausüben. Jeder hat seinen eigenen Raub und ist erfinderisch, wie er von dem übrigen Gute unter dem Vorwand des Bergens sich etwas zueignen könne.“

In dieser ganzen Reihe (der Staatsmänner von 1806) besand sich nicht ein einziger Mann, genugsam mit Verstand im Kopf und Muth im Busen ausgerüstet, um den großen Gegenständen des Zeitgeistes gewachsen zu sein. — Alle waren mit demselben und zwar mit dessen untersten Schlamme vermenget.“

In Anschauung der Verhältnisse kommt Held zu der Ueberzeugung, daß die deutschen Fürsten und Staatslenker für die Wiedergeburt des Landes nichts leisten könnten, er hofft auf den Beruf der Franzosen, in Deutschland, wie die Aufklärung so auch die Freiheit hinein zu tragen.

„Ich zweifle übrigens, welche Schwankungen auch jetzt noch im Kriegsglück vorgehen mögen, keinen Augenblick daran, daß das französische System, d. h. die gesunde Vernunft, die Oberhand am Ende behalten werde.“

Der Gedanke, die Kleinstaaterei aufzuheben, der zur Zeit der Revolution schon im Rheinland so energisch ausgesprochen wurde und zu der offen an die französische Regierung gestellten Forderung gedieh, das Gebiet links vom Rhein zu annektiren, dieser Gedanke fand auch in Held einen eifrigen Verteidiger. Er als preussischer Beamter wollte natürlich Preußen zu dem Centralstaat machen. Schon in seiner Schrift: „Ueber Preußens Vergrößerung im Westen“, die während seiner Haft, noch vor dem Basler Frieden erschien, hatte er die Befestigung Hannovers empfohlen und dadurch in den oberen Kreisen große Unzufriedenheit und Repressivmaßregeln gegen sich erregt, und im „Patriotenpiegel“ 1804 sah er Preußens Rettung einzig darin,

die elende deutsche Reichsverfassung zu kassiren und ganz Norddeutschland bis an den Rhein und Main ohne weitere Komplimente und ohne sich an die Schulmoral und sogenannten Rechtsbegriffe zu kehren, der preussischen Krone zu unterwerfen.“

Daß Held die Ideen der französischen revolutionären Literatur zu seinen eigenen machte und in den allgemeinen Ruf nach Freiheit, den Schmerzensschrei des erwachenden Bürgerthums mit einstimmt, haben wir er-

wähnt. Wir könnten einige seiner Gedichte in diesem Sinne anführen, da dieselben aber nichts originelles enthalten, so glauben wir darauf verzichten zu dürfen.

Wie gering die Quellen über Held fließen und wie unmöglich es ist, zu einem abschließenden Urtheil über diese interessante Persönlichkeit zu kommen, beweist eine Stelle Barnhagens, „daß auch der Saint Simonismus Held nicht gleichgültig gelassen habe“. Näheres wird uns darüber nicht mitgetheilt, so sehr es unser Interesse erregen müßte, den Mann, der trotz aller Kritik der Staatswirthschaft, doch nie an dem preussischen Königthum gezeifelt hatte, zum St. Simonisten entwickelt zu sehen. Jedenfalls scheint das eine klar, daß Held wie sein Freund Fichte auf philosophischem Gebiet, vieles dazu beigetragen hat, die überlieferten Staatsanschauungen zu vernichten, und den bürgerlichen vorzuarbeiten.

Die Intelligenz in der Sozialdemokratie.

E. S. In unserem Parteiprogramm findet sich die Ansicht ausgedrückt, daß die Befreiung der Arbeiterklasse nur das Werk der Arbeiterklasse selbst sein kann, weil alle übrigen Parteien und Klassen auf dem Boden des Kapitalismus stehen, und weil ferner nach unserer politischen und geschichtlichen Erkenntniß die Staatsgewalt ausschließlich nur den Interessen der herrschenden Klassen dienstbar sein kann.

Dieser Satz unseres Programms ist unanfechtbar; er ist die Grundlage für den Klassenkampf, vermittelt dessen wir allein an das Ziel zu gelangen vermögen; er diktiert unser politisches Vorgehen und darf von Niemandem bestritten werden, der sich zur sozialdemokratischen Partei zählt. Nichtsdestoweniger ist die Auslegung jener These unter den Parteigenossen eine verschiedene. Unzweifelhaft ist im allgemeineren Sinne mit derselben gemeint, daß die ökonomische und politische Emanzipation der Arbeiterklasse unmöglich durch eine bürgerlich-kapitalistische Partei, noch durch eine solche Regierung, noch endlich durch den feudalen Absolutismus bewerkstelligt werden kann. Hierüber herrscht auch auf allen Seiten innerhalb der Partei die vollste Uebereinstimmung.

Anders dagegen über die Frage, ob die ersehnte Befreiung erst zu ermöglichen sein wird, nachdem die nach Millionen zählende arbeitende Masse die letzten Konsequenzen der sozialistischen Wissenschaft verstandenmäßig in sich aufgenommen und ihre Ziele praktisch, theoretisch und sittlich erfaßt hat; ob sie also das bewußte und durchdachte Kollektiv-Werk einer bis auf das einzelne Individuum hinab klaren, zielbewußten großen Masse sein muß, um verwirklicht werden zu können; oder ob jene Emanzipation schon entstehen kann durch die aktive Arbeit der verhältnißmäßig immer im Umfange beschränkt bleibenden sozialdemokratischen Elite- und Kerntuppen, der proletarischen Intelligenz unter Voraussetzung gegebener günstiger politischer wie wirtschaftlicher Umstände und passiver Mitwirkung einer zahlreichen sozialdemokratisch gestimmten, aber noch lange nicht auf der Höhe der sozialistischen Wissenschaft stehenden Anhängererschaft im Lande.

Anders sind ferner die Meinungen über die Frage, ob die radikale, durchgreifende Emanzipation der Arbeiterklasse aus politischer und ökonomischer Knechtschaft eine unvermittelte, ob die Umwandlung des kapitalistischen Staates in die sozialistische Gesellschaft das Werk einer kurzen Zeit oder die Folge einer successiven, sich über einen längeren Zeitraum erstreckenden, wenn auch im beschleunigten Tempo fortschreitenden Kulturarbeit unter sozialdemokratischer Leitung sein wird.

Die mit den realen Verhältnissen im kapitalistischen Staat rechnenden Genossen werden sich keiner Täuschung darüber hingeben, daß die große Masse des Proletariats noch nicht im entferntesten die geistige Reife besitzt, sich das sozialistische Weltgebäude zu konstruiren. Ueber die bewußte und organisirte Unzufriedenheit, über den Drang nach Erlösung und über unbestimmte Vorstellungen von einem besseren Geschick sind die großen Massen im Allgemeinen nicht hinaus gekommen. Die Erkenntniß der sozialistischen Ziele ist trotz der Arbeit eines Vierteljahrhunderts nicht Gemeingut der Massen geworden, sondern das Sondereigenthum der verhältnißmäßig kleinen Elite-Armee geblieben. Unter dem kapitalistischen Staatswesen wird es auch in Zukunft so sein, weil das Verständnis der sozialistischen Wissenschaft ein langes Studium und ein reifliches Nachdenken erfordert, und Beides intellektuelle Bildung wie Ruhe voraussetzt, die der Kapitalismus seinen Heloten nie zugestehen wird. Unsere Anhängererschaft wird wachsen, der sozialistische Gedanke immer weitere Kreise erobern, aber mit der Möglichkeit rechnen, die Millionen der Enterbten im Einzelnen zu zielbewußten und ökonomisch-wissenschaftlich geschulten Genossen zu erziehen — wäre die größte Selbsttäuschung, der wir uns hingeben könnten. Nicht Jahrhunderte würden zur Lösung dieser Aufgabe genügen unter einer Gesellschaft, in der die Arbeiterklasse nicht nur politisch und ökonomisch, sondern auch geistig unterdrückt ist.

Wollten wir uns daher zu dem Dogma bekennen, daß die Befreiung der Arbeiterklasse nur möglich wäre, wenn die überwiegende Mehrzahl der proletarischen Individuen das gesammte ökonomische Wissen der betreffenden Zeit in sich aufgenommen hat, so müßten wir darauf verzichten, die politische Macht zu ergreifen, sobald uns dieselbe in einer absehbaren Zeit zufiele, weil wir uns davon keinen Erfolg für unsere Bestrebungen versprechen.

Je nachdem wir die Befreiung der Arbeiterklasse abhängig denken von der zielbewußten Massenwirkung oder von der durchdrachten Initiative einer weniger zahlreichen Elite-Armee, haben wir die Alternative zu wählen, ob wir die Verbreitung und Vertiefung der wissenschaftlichen Aufklärung, d. h. die intensive Arbeit oder die Erstrebung der politischen Macht, d. h. die extensive Arbeit vorziehen sollen.

So wenig das eine das andere unbedingt ausschließt, so wird doch die Taktik der Sozialdemokratie durch die Wahl des einen oder des anderen Weges bestimmt. Einleuchtend ist es nach dem Vorgesagten, daß die ausschließlich intensive Arbeit unter den gegenwärtigen Zuständen uns im besten Falle im Schneckengang vieler Jahrhunderte an das erstrebte Ziel führen würde, immer vorausgesetzt, daß alles glatt ginge und die herrschenden Klassen nicht Mittel und Wege fänden, durch Verdunkelung und Fälschung unserer Prinzipien sich der sozialistischen Bewegung in ihrem Sinne zu bemächtigen. Die Geduld der Enterbten wäre wahrscheinlich auf eine harte Probe gestellt, wenn wir sie mit ihrem Sehnen und Wünschen, mit ihrem Hoffen und Bangen auf die entferntesten Jahrhunderte, auf die nebelhafteste Zukunft verträsten müßten, wenn wir nicht mit allen Kräften dahin streben würden, eine Verbesserung der Zustände schon in der Gegenwart und einer absehbaren Zukunft zu erreichen. Die der Sozialdemokratie gewonnenen Rekruten würden umfallen, lange bevor sie sich eine tabelloste sozialistische Durchbildung angeeignet haben. Wie die Soldaten nur den siegreichen Fahnen treu bleiben, so ist es bei einer politischen Partei: sie verliert ihre Anhänger, wenn sie ihnen keine Erfolge in Aussicht zu stellen vermag. Was in späten Jahrhunderten einmal geschehen kann, begeißert nicht die Massen und schließlich — auf eine so entfernte Zeit könnte man sogar Kaiser und Könige einschwidern. Mit Zukunftsmusik und Zukunftsmelerei, die womöglich dem zehnten Jahrhundert heute schon eine gebundene Marschroute vorschreiben möchten, hält man keinen verständigen Menschen unter den sozialistischen Bannern, die in diesem Falle das Feldzeichen wären, unter dem sich alle Flanienmacher und phantastischen Träumer zusammenfinden.

Bei dem politischen Anwachsen der Sozialdemokratie und dem schnellen Gang der wirtschaftlichen Entwicklung ist es ferner schlechterdings eine Unmöglichkeit, daß die exakte Durchbildung des Einzelnen in den sozialistischen Problemen damit gleichen Schritt hält. Daher wird in letzter Linie, selbst bei einem zehnfach vergrößerten Umfang der Partei, wenn auch mit Unterstützung aller Parteigenossen die Initiative der sozialdemokratischen Elite-Armee in Verbindung mit der proletarischen Intelligenz immer den ausschlaggebenden Faktor für die Gestaltung der Bewegung bilden.

Ist dieser Faktor nun in der Gegenwart in quali und quanto befriedigend? Wäre derselbe gegebenen Falls im Stande, die Lösung der sozialen Frage in die Hand zu nehmen, sie zur Befriedigung aller Enterbten durchzuführen? Wäre er den praktischen Aufgaben der Organisation, der Leitung und Verwaltung des sozialistischen Gemeinwesens gewachsen? Es sind dies Fragen, die nur derjenige als unzeitgemäß und überflüssig ansehen kann, der nach einem Ausspruch von Heine als Ideologe, Vor- und Nachdenker und Träumer nur in der Vergangenheit und Zukunft lebt, aber keine Gegenwart kennt. Andere wiederum werden sich über etwaige Bedenken mit der Antwort hinwegsetzen, daß große Zeiten große Männer gebären. Gewiß, an einzelnen großen Geistern wird es nicht fehlen, aber die Sozialdemokratie braucht zur Erfüllung ihrer unvergleichlich großen und beispiellosen Aufgaben eine unerschöpfliche Reihe erprobter, tüchtiger, uneigennütziger und in den sozialistischen Gedanken aufgehender Männer, die vorher im sozialistischen Geiste gereift sein müssen und sich nicht erst im gegebenen Augenblick zu häuten haben. Eine Bewegung, die in kritischer Zeit Charlatane zu Hilfe rufen und die Mitwirkung des ersten besten Jügelauferen akzeptieren möchte, wird entweder korrumpiert oder scheitert. Die Arbeiter der ersten Stunde haben allemal nichts getaugt.

Wenn wir auch unter den Handarbeitern über eine große Anzahl tüchtiger und befähigter Genossen verfügen, so steht doch noch die Masse der intellektuellen Arbeiter, der mit dem Kapitalismus durch keinerlei Interessen verbundenen, im Gegenteil von ihm ebenfalls frech ausgebeuteten Intelligenz abseits von der Sozialdemokratie. Und doch wird die Mithilfe eines Bestandtheils dieser proletarischen, nüchternen, praktischen und geschulten Intelligenz nicht zu umgehen sein, wenn einstens das große Werk in Angriff genommen wird. Den größeren Theil dieser Intelligenz für unsere Parteilanschanung zu gewinnen, wird sich später ebenso als eine Nothwendigkeit erweisen, wie die Landagitation.

Mit dem Anschwellen der Partei werden die Aufgaben, welche an uns herantreten, immer schwieriger. Es ist außerdem zu beachten, daß selbst nach Erreichung der politischen Macht das sozialistische Gemeinwesen nicht konstituiert sein wird; auch bei fortgeschrittener Entwicklung der kapitalistischen Wirtschaft fällt das sozialistische Gemeinwesen nicht komplett vom Himmel, wie dies wohl manche Träumer vermaßen. Fortschreitende Uebergänge vom kapitalistischen Staate zum sozialistischen Gemeinwesen werden gefunden werden müssen und dazu wird eine Unsumme von Intelligenz, praktischer Tüchtigkeit und Erfahrung nötig sein. An Stelle des Raisonnements wird die kenntnisreiche, schlichte Arbeit zu treten haben und zum nicht geringsten Theil wird dieselbe ge-

rade von der Intelligenz auszuführen sein. Gewinnen wir dieselbe für unsere Partei, so wird dies nicht nur der Zukunft von Vortheil sein, sondern auch den Bestrebungen der Gegenwart nützen; denn die kapitalistische Gesellschaft würde alsdann von oben und unten unterminiert und der wirtschaftlichen Entwicklung kräftig nachgeholfen werden. Der Kapitalismus würde eher ein Ende nehmen trotz Mamon, Militarismus, Polizei und Juristerei — ein Ende mit Schreden.

(Anm. d. Red.) Wir können uns mit den Ausführungen unseres geschätzten Mitarbeiters nicht ganz einverstanden erklären. Allerdings wäre die Mitwirkung der proletarischen Intelligenz sehr erwünscht, wenn wir erst einmal das Heft in Händen haben. Die Verwaltung wird dann doch nicht mehr mit den alten Leuten gemacht werden können; da wird eine Unmenge von geschulten Kräften nothwendig sein, welche sich zu unseren Prinzipien bekennen. Wie der Verf. selbst verlangt, müssen das aber zugleich nüchterne und praktische Leute sein. Und hieran scheitert unseres Erachtens die Sache. Nach unseren Erfahrungen sind, abgesehen von wenigen Ausnahmen, gerade die aus der Intelligenz zu uns Herüberkommenen die größten Faselhänse und Schwärmer, die durch ihre höhere Bildung gerade für die einfache und nüchterne Thätigkeit verdorben sind. Naturgemäß sind es gerade die am idealistischsten Gesinnten, die zu uns kommen. Der Idealismus ist aber eine sehr gefährliche Eigenschaft, wenn ihm nicht ein sehr scharfer Verstand zur Seite steht, der sich eben so naturgemäß nicht häufig findet.

Die österreichische Gewerbe-Inspektion.

J. Z. Vor Kurzem sind die Berichte der österreichischen Gewerbeinspektoren über ihre Thätigkeit im Jahre 1890 erschienen und bieten sie wiederum wie ihre Vorgänger reichhaltiges Material zur Kenntniß und Beleuchtung der österreichischen Arbeiterverhältnisse. Die Gewerbeinspektion zählt 15 Gewerbeinspektoren, 1 Schiffahrts- und 1 Zentralgewerbeinspektor; im Berichtsjahre wurde 8 Inspektoren je 1 Assistent beigegeben, so daß der ganze Beamtenstand 25 Personen umfaßt. Im laufenden Jahre soll abermals eine Vermehrung der Beamten stattfinden, was auch sehr nothwendig ist — ja es sollte eine Vervielfachung derselben erfolgen —, soll die an sich so treffliche Einrichtung vollkommen ihren Zweck erreichen.

Inspiziert wurden im verfloßenen Jahre 5892 Betriebe (gegen 4366 im 1889) mit 342 816 Arbeitern. In den sieben Jahren des Bestandes der österreichischen Gewerbeinspektion wurden insgesammt 26 354 Betriebe mit 1 772 202 Arbeitern besucht; davon waren 10 036 Betriebe ohne Motoren, also handwerksmäßige Betriebe. Da in Oesterreich bei der Gewerbezahlung von 1880 370 000 Betriebe konstatiert wurden, so sind in dem siebenjährigen Zeitraum erst 7 pCt. derselben inspiziert worden. Wenn es in demselben langsamen Tempo fort geht, wird es nicht weniger als 91 Jahre dauern, bis alle Betriebe einmal kontrollirt sein werden!

Von den im Berichtsjahre kontrollirten Betrieben gehören 2494 dem Kleingewerbe an. Die Arbeiter vertheilen sich dem Alter nach: 21 von 10—12 Jahren, 418 von 12—14 Jahren, 25 573 von 14—16 und 316 804 über 16 Jahre alt. Dem Geschlechte nach sind es 235 872 Arbeiter und 106 944 Arbeiterinnen.

Die Kontrolle der Einhaltung der zum Schutze der Arbeiter geschaffenen gesetzlichen Bestimmungen bildet die Hauptaufgabe der Gewerbeinspektion. Diese gesetzlichen Bestimmungen betreffen den 11stündigen Normalarbeitstag, das Verbot der Beschäftigung von Kindern vor dem vollendeten 14. Lebensjahre in Fabriken, die nur achtstündige tägliche Beschäftigung gewerblicher Lehrlinge vom 12. bis zum 14. Lebensjahre, das Verbot der Sonntagsarbeit und der Nacharbeit, letzteres bezüglich der Frauen und jugendlichen Arbeiter, die Ruhepausen während der Arbeitszeit, die Schonzeit der Wöchnerinnen, die Sicherheitsvorrichtungen in den Betriebsstätten, die Ausführung der Unfall- und Krankenversicherung, die Beschaffenheit der von den Geschäftsinhabern den Arbeitern, Gesellen und Lehrlingen angewiesenen Wohn- und Schlafräumen, die Art der Lohnzahlung, die Arbeitsordnungen, Kündigungsfristen, Wohlfahrtsrichtungen u. s. w.

Hinsichtlich der Einhaltung des gesetzlichen 11stündigen Normalarbeitstages bemerken die Einzelberichte in ihrer großen Mehrzahl, daß sich die fabrikmäßigen Betriebe mehr und mehr den bezüglichen Vorschriften anzupassen streben. Die Nichtachtung derselben ist von den Aufsichtsbeamten fast immer bei den gleichen Industrien und Gewerben beobachtet worden und zwar sind dies vornehmlich die Spinnereien und andere Zweige der Textilindustrie, die Zuckerrabriken, die Maschinen- und übrige Metallindustrie, die Ziegeleien, die Brauereien, die Mühlen u. a. m. Den Spinnereien war bekanntlich ein dreijähriges Uebergangsstadium zur Einrichtung entsprechend den Vorschriften als Arbeiterschutzgesetzgebung gewährt worden, welches mit 11. Juni 1888 abließ. Seitdem haben sie den gesetzlichen Anforderungen wie alle anderen Industrien zu genügen, was den Fabrikanten ungemein schwer fällt. So berichtet der Reichsenerberger Gewerbeinspektor, daß in Flachspinnereien am Morgen 5—15 Minuten vor Beginn der eigentlichen Arbeitszeit Motoren und Arbeitsmaschinen bereits im Betriebe waren, daß bei der Frühstücks- und Mittagspause und am Abend die Arbeitszeit in ähnlicher Weise verlängert wurde, so daß diese Fabriken noch

immer mit wenigstens 12 effektiven Arbeitsstunden arbeiten, wodurch nicht nur die im Tagelohn beschäftigten Arbeiter, sondern auch die Konkurrenten, welche die gesetzlichen Bestimmungen befolgen, empfindlich geschädigt werden.“ Der Olmüzer Aufsichtsbeamte traf während der Mittagsstunde in einer Flachspinnerei die Hasplerinnen an der Arbeit, was der Fabrikant damit zu rechtfertigen suchte, „daß sich die Arbeiterinnen mehr verdienen wollen,“ welche „Begründung“ der Inspektor mit Recht nicht gelten ließ. Nach dem Berichte des Budweiser Inspektors wurde in einer Zuckerrabri längere Zeit über die normalen 11 Arbeitsstunden ohne behördliche Bewilligung gearbeitet. Als die Direktion den Arbeitern eine Lohnentschädigung für die geleisteten Ueberstunden verweigerte, stellten diese die Arbeit ein; es kam zu Thätlichkeiten, so daß die Behörde und auch der Inspektor eingreifen mußten. Dabei kam die ungesegnete Ueberzeitarbeit zur Kenntniß der Behörde und der Aufsichtsbeamte hatte Gelegenheit, die ganze impertinente Frechheit, Mißachtung des Gesetzes und der Menschen seitens eines brutalen Fabrikpachas kennen zu lernen. Nachdem ich die noch sehr erregte Arbeiterschaft beruhigt, erzählte er, mich dagegen vergeblich bemüht hatte, dem Fabrikdirektor, welcher mir zu verstehen gab, daß er als Prokurist Stellvertreter des Fabrikbesizers und Alleinherrscher sei, betreffs der vorgekommenen Gesetzeswidrigkeiten die richtige Anschauung beizubringen, erstattete ich an die Gewerbebehörde die Anzeige, in deren Folge der Prokurist zu 50 Gulden Geldbuße verurtheilt wurde. (Wird viel geholfen haben!) In Mühlen und Brauereien und namentlich den Malzfabriken konstatierten die Aufsichtsbeamten tägliche Arbeitszeiten von 15—16 und 18—20 Stunden, trotzdem für sie das Gesetz nur eine solche von 11 Stunden vorschreibt. Der Wiener-Neustädter Inspektor berichtet, daß in manchen Mühlen nicht selten 28 und 30 Stunden innerhalb 48 Stunden gearbeitet werde. Der Olmüzer Inspektor sah sich veranlaßt, auf die an ihn gerichteten Beschwerden der Brauerei- und Malzfabrikarbeiter die Zustände daselbst zu untersuchen und hierüber einen besonderen Bericht an die Statthalterei in Brünn zu erstatten.

Durch die großartige Lohnbewegung, die im Vorjahre unter dem Einfluß der Agitation für die Maisfeier die Arbeiter in allen Theilen Oesterreichs in's Werk setzten, ist in zahlreichen Fällen außer sonstigen Verbesserungen der Arbeitsbedingungen auch eine Reduktion der Arbeitszeit auf 10½, 10, 9½ und sogar 9 Stunden pro Tag erreicht worden. Als erste Forderung stellten die Arbeiter fast überall die Einführung des Achtstundentages, die freilich in keinem Falle bewilligt wurde.

Bemerkenswerth ist die Mittheilung des Linzer Gewerbeinspektors über die praktischen Wirkungen der verkürzten Arbeitszeit auf die Produktion. Es handelt sich dabei um die große Gewerfabrik in Steyer, in welcher am 1. Mai 1890 über 9000 Arbeiter beschäftigt waren und aus Anlaß der Achtstundentagagitation die Arbeitszeit von 10½ auf 10 effektive Arbeitsstunden reduziert wurde. Die Eintheilung der Arbeitszeit geschah derart, daß von 7—12 Vormittags und von 1—6 Nachmittags ohne Zwischenpausen gearbeitet wird. Die Erfahrung lehrte, sagt der Aufsichtsbeamte, daß in der um eine halbe Stunde verminderten Arbeitszeit die Leistungen der Arbeiter nicht geringere waren, als früher.

Nach demselben Inspektor ist in den oberösterreichischen Sensenwerken die Einrichtung getroffen, daß dem Arbeiter eine bestimmte Tagesleistung vorgeschrieben wird und wenn er selbe gethan, kann er seine Wege gehen, was manchmal nach 9 und 8½ Stunden Arbeit der Fall ist.

Von Interesse und charakteristischer Beleuchtung der Wirkung des Akkordsystems ist die Mittheilung desselben Aufsichtsbeamten, daß in einem Betriebe, wo die 10½stündige Arbeitszeit auf eine 10stündige reduziert wurde, die Akkordarbeiter sich dagegen aufzulehnen versuchten, weil ihnen der Verdienst einer halbstündigen Arbeit entginge; sie wurden jedoch von der Mehrzahl der Arbeiter jenes Betriebes, welche im Tagelohn standen, überstimmt und mußten sich zufrieden geben.

Auch der Lemberger Inspektor konstatiert, daß die Akkordarbeiter vielfach dem gesetzlichen 11stündigen Normalarbeitstag feindlich gegenüberstehen und von ihnen bezügliche Gesetzesüberschreitungen nicht zu erfahren sind.

Solche amtlichen Bemerkungen bestätigen nur auf's Neue die bekannte Verderblichkeit der Städterarbeit, die dem berechtigten Eigennutz hinsichtlich eines guten Verdienstes eine solche Richtung giebt, die Arbeiter verblendet und sie nur schwer ihre Selbstschädigung erkennen läßt und außerdem die Arbeiter in zwei sich gegenüberstehende Lager spaltet: hier die Akkord- und dort die Zeitlohnarbeiter!

Eine Verlängerung der Arbeitszeit wurde von den Behörden in 567 Fällen (gegen 606 im Vorjahre) erteilt. Dieselben Industrien, die den gesetzlichen Arbeitstag von 11 Stunden am häufigsten mißachten, erschienen zugleich als diejenigen, die die meisten Ueberzeitarbeitbewilligungen von den Behörden verlangen, d. h. sie arbeiten mit und ohne behördliche Erlaubniß länger als 11 Stunden täglich. So rangirt die Textilindustrie mit 232 Ueberzeitarbeitbewilligungen in erster Linie; dann folgt die Maschinenfabrikation mit 75, die Gruppe der

polygraphischen Gewerbe mit 65, Erzeugung von Metallwaaren 64 u. f. w. Die Dauer der verlängerten Arbeitszeit erstreckte sich für 10 Etablissements auf 1 Woche, für 20 auf 2, 223 auf 3, 19 auf 4, 4 auf 5, 26 auf 6, 3 auf 7, 13 auf 8, 21 auf 9, 6 auf 10, 1 auf 11 und für 95 Etablissements auf 12 Wochen. Als sehr zweckmäßig ist es zu bezeichnen, daß die Gewerbebehörden die Gesuche um Ueberzeitbewilligung den Gewerbeinspektoren zur gutachtlichen Aeußerung vorlegen. In Folge ihrer Sach- und Detailkenntnis vieler Betriebsverhältnisse vermögen diese Beamten ein richtiges Urtheil abzugeben, das im Berichtsjahre vielfach zur Ablehnung der erwähnten Gesuche führte. Gegenüber dem unehrlichen Gebahren mancher Fabrikanten ist das Zusammenwirken von Aufsichtsbeamten und Gewerbebehörden geradezu unerlässlich. Dies beweist auch ein vom Wiener Gewerbeinspektor mitgetheiltes Fall, wo für eine Fabrik eine Arbeitszeitverlängerung von 10 Wochen begehrt wurde. Der behördlich angefragte Inspektor zog Erkundigungen über das betreffende Etablissement ein und erfuhr, daß in demselben bereits durch ca. 2 Monate ohne behördliche Bewilligung täglich 13 Stunden gearbeitet worden war; und weil außerdem die zur Sicherheit der Arbeiter getroffenen Anordnungen nicht befolgt wurden, lehnte die Gewerbebehörde das Gesuch ab. Vermuthlich ist dann ohne behördliche Erlaubniß fernerhin über 11 Stunden gearbeitet worden.

Aber mit den Bewilligungen selbst wurde Mißbrauch getrieben, indem mehr Stunden Ueberzeitarbeit gemacht und dieselbe für längere Zeit, als bewilligt worden war, beibehalten wurde. In Folge dessen wurde durch die Landesbehörde verfügt, daß jede Ueberzeitbewilligung in den Werkstätten angeschlagen und so dem Arbeiter Gelegenheit gegeben wird, selbst zu kontrolliren, für wie viel Stunden täglich und für wie viel Wochen die Ueberzeitarbeit behördlich gestattet wurde; außerdem soll auch dem Bewilligungsdekret die besondere Entlohnung der Ueberstunden, die Einhaltung der Arbeitspausen angeben und auch bemerkt sein, daß jugendliche Arbeiter zur Ueberstundenarbeit nicht verwendet werden dürfen. Den unteren Gewerbebehörden wird nahegelegt, bei Ueberschreitung des Gesetzes mit aller Beschleunigung und Strenge die Strafamtshandlung zu führen.

Erklärung.

Von dem Verfasser des in den letzten Wochen erschienenen Flugblattes geht mir beifolgende Erklärung zu mit der Bitte um Veröffentlichung. Da der „Vorwärts“ das ganze Schriftstück nicht abgedruckt hat, so erfülle ich hiermit den Wunsch des Genossen, ohne mich freilich dadurch mit dem Inhalt des Flugblattes identifiziren zu können. Jedenfalls scheint es mir aber nicht die richtige Antwort zu sein, das Flugblatt einfach abzulehnen, weil es gewisse Stillüberinstimmungen mit der „Autonomie“ enthält, oder gar, wie das „Hamb. Echo“ zu schreiben: „Wir können konstatiren, es unterliegt keinem Zweifel, daß die Berliner Berichterstatter der „Autonomie“, des in London erscheinenden anarchischen Organs, und der oder die Macher des Flugblattes in einem „Geiste“, einer Gedankenrichtung, ja selbst mit sehr übereinstimmend klingenden Redewendungen „arbeiten“. Die Karte ist verrathen! Es haben sich Anarchisten in unsere Partei eingeschwänzt, die unter der Maske der Parteigenossenschaft die sogenannte „Opposition“ angepöpstet haben. Wir vermutheten das von vornherein. Jetzt haben wir die Gewißheit. In Magdeburg spielt derselbe Fall. Das Weitere wird sich finden.“ — Derartige Ideen gänge verurtheilen wir

sehr streng, wenn wir sie bei Staatsanwälten oder Polizisten finden, und deshalb können wir es nicht in der Ordnung finden, wenn ein sozialistisches Blatt in einer derartig wenig würdigen Weise polemisiert. Das Flugblatt bietet Stoff genug zu sachlichen Angriffen und sachlichen Widerlegungen. Abgesehen von gewissen Ausdrücken und Stillwendungen ist keine Keckheit mit der „Autonomie“ vorhanden; und dieses Zusammenstimmen läßt sich bei einigem Nachdenken auch wohl auf andere Weise erklären. Erstens wird die „Autonomie“ in Berlin gelesen, sodas ihre Schlagwörter bekannt sind und geläufig werden, und zweitens kann auch der Korrespondent der „Autonomie“ derartige Ausdrücke aus den Kreisen der „Opposition“ aufgefunden haben. Dem Inhalt nach ist das Pamphlet rein sozialistisch und entspricht allerdings, wie ich selbst bezeugen kann, den Anschauungen eines großen Theiles gerade der tüchtigsten Berliner Genossen. Ich bin überzeugt, daß durch eine sachliche Diskussion der Sache am besten gehandelt würde, während ein derartiges Abschieben und Abweisen notwendig nur die Erbitterung vergrößert. Daß Jeder in einer so großen Partei, wie die sozialdemokratische ist, gleicher Ansicht sein sollte, ist nicht zu erwarten. Das Einzige, was meines Erachtens da zu thun ist, ist, daß man den Gegner mit sachlichen Gründen erwidert und ihn entweder überzeugt oder sich überzeugen läßt.

An die Redaktion des „Berliner Volksblatt“.

Am Sonnabend und Sonntag (18. u. 19. Juli) wurde hier in allen Wahlkreisen ein Flugblatt unter Zustimmung mehrerer Genossen, welches ich für die Redaktion und den Verlag unterzeichnete, verbreitet. Es sind nun auch dieses Flugblatt nicht nur in gegnerischen Blättern, sondern auch in der Parteipresse die absonderlichsten Gerüchte verbreitet, die absolut einer Richtigstellung bedürfen.

So sagte der Abgeordnete J. Auer in der Mittwochsversammlung im Feenpalast, das Flugblatt sei von einem gänzlich unbekanntem Herrn Ernst Müller unterzeichnet. Dieses kann richtig sein, soweit es sich um die persönliche Bekanntschaft zwischen Auer und mir handelt, denn ich kenne Herrn Auer auch nicht. Dann schreibt das „Berliner Volksblatt“ in der Sonnabendnummer vom 25. Juli, das Flugblatt wäre nicht von Genossen verbreitet, ähnliche Fabrikate wären in „engeren“ Kreisen schon öfters kolportirt u. f. w. Hierzu möchte ich bemerken, daß es nur Genossen waren, welche das Flugblatt verbreiteten, und was meine Person anbelangt, so wird der Vertrauensmann des 3. Wahlkreises (Genosse Fritz), bei welchem meine Wohnung liegt, bestätigen können, daß ich mit ihm zusammen während des Sozialistengesetzes im 3. Wahlkreise thätig war, und wenn ich auch heute nicht der Organisation (Wahlverein des 3. Kreises) angehöre, so nehme ich dennoch das „Parteigenosse“ für mich in Anspruch, umso mehr, da man mir keine unehrenhafte Handlungen vorwerfen kann.

Ferner wird in der Sonntagnummer des „Berliner Volksblatt“ unter dem Titel „Wirkungen des Hundsternes“ folgendes gesagt: Das Flugblatt wäre von ein paar Anonymisten verfaßt, die Urheber des Flugblattes hätten den gegnerischen Blättern zuerst Exemplare gesandt. Und dasselbe ist nicht unterzeichnet. Hierzu möchte ich folgendes bemerken: Das Flugblatt ist nicht anonym, denn es ist mit dem vollen Namen der für den Inhalt verantwortlichen Person unterzeichnet, ebenso ist der Drucker angegeben, genau so wie das Berliner Volksblatt, dann wäre das ja ebenfalls anonym. Wenn nun gefragt wird, wer ist Ernst Müller? so frage ich, wer ist Cronheim? wer ist Babing? Uebrigens will ich verrathen, wer D. Einzel ist. Inhaber der Druckereifirma Einzel ist der alte Parteigenosse D. Harnisch, oder ist der auch nicht Parteigenosse?

Wenn Sie sagen, das Flugblatt wäre den gegnerischen Zeitungen zuerst in die Hände gespielt, so ist das nicht wahr. Das Flugblatt ist am Sonnabend Vormittag bereits in Ihrer Expedition gesehen worden und am Abend hat es der Abgeordnete Auer wie auch der Abgeordnete Bebel, Rathsch- und Großgörschenstraße, erhalten. Während wir es unserer unwürdig halten, uns mit gegnerischen Blättern einzulassen, kennen Sie doch einen Herrn, der es vorzüglich verzieht, Sachen, die man im Volksblatt nicht bringen will, in gegnerische Blätter hinein zu lanciren.

Des Weiteren ist von diversen Blättern unserer Parteipresse (namentlich das „Hamburger Echo“ hat hier vorzügliches geleistet) behauptet, das seien Anarchisten, Vespizel, Agents provokateurs u. f. w., die das Flugblatt herausgegeben haben, das Geld ist

von der Polizei u. f. w. Nun, auch hierüber können Sie sich beruhigen, das Geld ist von den Genossen aufgebracht, welche beschlossen, das Flugblatt herauszugeben. Und sind diese Genossen sogleich bereit, wenn es notwendig ist, auch noch das Doppelte aufzubringen. Es sind ehrliche Arbeitergroßen und keine Polizeigroßen. Mit demselben Rechte könnte man sagen, wenn die Abrechnung seitens der Parteileitung im „Berliner Volksblatt“ erfolgt, und es stehen dort unter Buchstaben Summen verzeichnet, die einem doch ungeheuer hoch vorkommen, auch diese Summen könnten von der Polizei sein. Des Weiteren wollte der Abgeordnete Auer Namen wissen von denen, die mit dem Inhalt des Flugblattes einverstanden sind, für dieses Mal hatten wir es noch nicht für nöthig gehalten, Ihnen Namen zu nennen, aber Sie dürfen ja nur bestimmen, wie viel, ob 100, 500, 1000 oder 3000, und wir dienen damit.

Des Weiteren sollten wir doch sagen, was wir wollen. Nun, Sie werden doch nicht etwa von Leuten, die Tags über schwer arbeiten müssen, verlangen, so jetzt sagt klipp und klar, was Ihr wollt. Haben Sie doch selbst neun Monate Zeit gebraucht, nur um das Programm umzuändern. Sorgen Sie in Versammlungen nur für etwas mehr Ruhe und wir sagen Ihnen, was wir wollen!

Literarisches.

Ferd. Lassalle's Reden und Schriften. Neue Gesamtausgabe. Herausgegeben im Auftrage des Vorstandes der sozialdemokratischen Partei Deutschlands von Ed. Bernstein, London. Der Parteitag zu Halle a. S. sprach befanntlich den Wunsch aus, daß Lassalle's Schriften neu herausgegeben würden. Selbstverständlich kann nicht nur ein Neuabdruck erfolgen; es ist vielmehr erforderlich, daß die vor einem Vierteljahrhundert erschienenen Schriften durch Hinweis auf die veränderten Verhältnisse ergänzt und, wo nöthig, berichtet werden. Der bewährte ehemalige Redakteur des „Sozialdemokrat“, Genosse Ed. Bernstein, schildert in der Einleitung die literarische und agitatorische Thätigkeit Ferdinand Lassalle's von denjenigen Gesichtspunkten aus, die für die sozialistische Beurtheilung derselben in Betracht kommen und geht u. A. auf das Verhältniß Lassalle's zu Marx und Rodbertus ein, unter Benutzung der im Marx'schen Nachlaß vorgefundenen Briefe Lassalle's an Marx, von denen ein Theil bei dieser Gelegenheit zum ersten Mal zur Veröffentlichung kommen wird.

Die Reihe der den Gegenstand der neuen Ausgabe bildenden Lassalle'schen Schriften werden diejenigen politischen und sozialistischen Reden und Abhandlungen einleiten, die Lassalle vor Eintritt in die Agitation für den Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein veröffentlichte. Denjenigen derselben, an die sich Prozesse oder Polemiken knüpfen, werden die Bertheidigungsreden und Repliken direkt angefügt werden, auch wein deren ursprüngliche Veröffentlichung bereits in die Zeit des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins fällt. So wird an das „Arbeiterprogramm“ sofort die unter dem Titel „Die Wissenschaft und die Arbeiter“ erschienene Bertheidigungsrede sich anschließen, welche Lassalle gegen die aus Anlaß der Veröffentlichung des „Arbeiterprogramms“ erhobene Anklage in erster Instanz gehalten hatte; auf die Bertheidigungsrede folgt unmittelbar die Kritik des erstinstanzlichen Urtheils: „Der Lassalle'sche Kriminalprozeß“ und dieser die Bertheidigungsrede in der zweiten Instanz: „Die indirekten Steuern“. Dieses Arrangement schien uns zweckmäßiger, als eine bloß chronologisch geordnete Aneinanderreihung der verschiedenen Reden und Schriften. Die mit dem „Offenen Antwortschreiben“ einleitenden Agitationschriften für den Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein bilden eine zweite Gruppe, eine dritte die Schriftstücke aus der Leitung des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins. Lassalle's ökonomische Hauptarbeit „Herr Baillat-Schulze von Delitzsch“ bildet mit den dazu gehörigen Kontroversen die vierte und letzte Gruppe der sozialistischen Schriften. Als Anhang sollen dann noch verschiedene Reden, Aufsätze u. Lassalle's folgen, der Franz von Sickingen, sowie die wichtigsten Briefe Lassalle's, von denen ein Theil bisher noch nicht veröffentlicht war.

Seit dem 1. August erfolgt alle 14 Tage die Ausgabe eines Heftes im Umfange von 8 Bogen zum Preise von nur 20 Pfg. und wird der Schlußlieferung des ersten Bandes ein unserer Ausgabe würdiges, derselben zur Zierde gereichendes Porträt Lassalle's beigegeben.

Große öffentl. Versammlung für Männer und Frauen

am Sonntag, den 16. August 1891, Abends 6 1/2 Uhr, im **Vercinshaus „Süd-Ost“, Waldemarstraße 75.**

Tages-Ordnung: 1. Vortrag des Genossen Josef Stahl über: „Amerikanische Arbeitsverhältnisse.“ 2. Diskussion. 3. Verschiedenes.

Nach der Versammlung findet gemüthliches Beisammensein statt. Um zahlreichen Besuch bittet **Der Einberufer** im Auftrage des Vertrauensmannes.

Zentral-Franken- und Sterbe-Kasse der Töpfer Deutschlands (Filiale Berlin.)

Sonnabend, den 22. August, Nachmittags 4 Uhr, im **„Gisteller-Restaurant“,** Chausseestraße 88.

Großes Sommer-Fest

verbunden mit **Konzert, Theater und Ball.** Hierzu ladet alle Freunde von Nah und Fern ergebenst ein **Die örtl. Verwaltung.** NB. Einwaiger Ueberfluß kommt den Ausgesteuerten zu Gute.

Meerschaum-, Bernstein- und Elfenbein-Waaren.

Spezialität: **Portraits** bewährter sozialistischer Führer (Lassalle, Marx u. A.), in **Cigarrenspitzen, Pfeifenköpfen, Schlüsselknöpfen, Mantelknöpfen, Stöcken und Brochen.** in gros. en detail.

B. Günzel, Brunnenstraße 157, am Rosenthaler Thor.

Restaurant zum „Zukunftsstaat“ Adolph Scholtz,

Kastanien-Allee Nr. 35. (Bis 12 Uhr Nachts geöffnet). Arbeiterliteratur inkl. „Gazeta Robotnicza“ liegt aus.

Bei Bedarf von **Glaser-Arbeiten**, sowie **Bilder-Einrahmungen** empfehle ich mich den Genossen. Nach Auswärts brieflich gegen **Nachnahme. Karl Scholz, Wrangelstr. 32, part.**

Herren- u. Knaben-Garderobe, Arbeitsfachen, Bestellungen nach Maß,

empfehle wie bekannt in reellster Ausführung und allerbilligsten Preisen **J. BAER, Berlin N., Gesundbrunnen, Badstr. 18, Ecke der Stettinerstrasse.**

Ich habe keine Filialen und stehe mit ähnlich lautenden Firmen in keinerlei Beziehung. Bitte daher genau auf Firma zu achten.

Berliner Arbeiterbibliothek. Sammlung sozialpolitischer Flugschriften.

Herausgegeben von **Max Schippel.** Soeben erschien Heft 1 der III. Serie:

Ist der Sozialismus mit der menschlichen Natur vereinbar?

von **Paul Kampffmeyer.** Preis pro Heft 10 Pfg. — Wiederverkäufern hoher Rabatt.

I. Serie komplet (12 Hefte) Preis 1,— Mark. **II. Serie komplet (14 Hefte) Preis 1,65 Mark.**

Alle Bestellungen, Geldsendungen und eingeschriebenen Briefe adressire man: **Herrn G. Link, Expedition der Berliner Arbeiter-Bibliothek, Berlin SO. 26, Elisabeth-Ufer 55.**

Jede Uhr zu repariren und reinigen kostet bei mir unter Garantie des Outgehens nur **1 Mk. 50 Pfg.**, außer Bruch, kleine Reparaturen billiger. Neue Feder einsetzen 1 Mk. Empfehle ich Zylinderuhren von 6, 7 u. 8 Mk., silb. Remontour-Uhren von 13, 14 u. 15 Mk., gold. Damen-Uhren von 18 Mk. an, Regulatoren von 10 Mk. an. Gr. Pag. v. Ridel, Talmi u. Gold-Double-Setten. **R. Kionka, Oranienstrasse 35,** bei der Adalbertstraße.

Halberstadt. Wer von den Genossen die Verbreitung der „**Berliner Volks-Cribüne**“ übernehmen will, möge sich an Unterzeichnete wenden. **Die Expedition.**

Geschäftsöffnung!

Allen Freunden und Genossen hiermit zur Nachricht, daß ich **Fennstrasse 5** ein **Weiß- und Bairischbier-Pokal** eröffnet habe. Saal und Vereinszimmer (100 Personen fassend) sind zu vergeben.

Fritz Krüger, Restaurateur, Fennstraße 5.

Cigarren eigener Fabrik von **Heinr. Bräuer, Reichenbergerstr. 143.** Freunden und Genossen bestens empfohlen.